This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

F 29810

Sophie Walther
geb: v. Grassenried.

Sämmtliche Werke

von

Caroline Pichler,

geborne

von

Greiner.

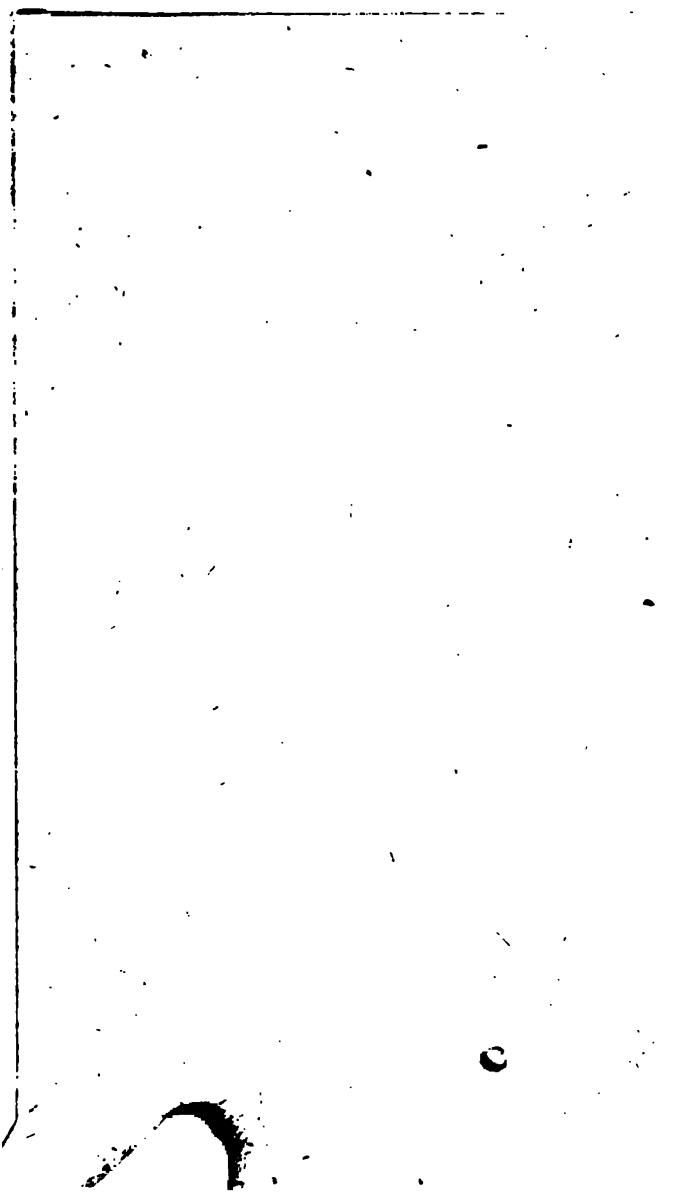
Sechster Theil.

Wien, 1813.
Gedruckt und im Verlage bey Anton Strauß.

In Commission bey { Carl Schaumburg und Comp.
Anton Doll.

PT 2445
P8
1813
v. 6

113.



Die
Grafen von Hohenberg.

Von

Caroline Pichler,
geborenen
von
Greiner.

Erſter Theil.

Wien, 1813.
Gedruckt und im Verlage bey Anton Strauß.

Vorwelt.

Mit Ernſt und Wehmuth ergreift uns der Anblick geſtürzter Größe oder vergangener Herrlichkeit. Je erhabener der Gegenſtand, je glänzender ſein Loos war, deſto tiefer und düſterer iſt unſer Gefühl. So geht der Wanderer achtlos am zertretenen Graſe des Fußpfades vorüber; aber mit trübem Blicke weilt er an der geſtürzten Eiche, welche im Gewitter der letzten Nacht ein Blitz zu Boden ſtreckte. Staunend mißt er die Rieſenglieder, gedenkt mit Wehmuth der Erquickung, die ihr Schatten ihm in heißen Tagen both, und mit Schaudern der ungeheuern Naturkraft, der dieſer Koloß nicht zu widerſtehen vermochte.

Überall, wo wir wohnen, haben vor uns Menſchen gelebt. Wir wandeln auf den Gräbern der Vergangenheit; aber ſpurlos iſt ſie ver-

ſchwunden. Nur hier und dort hat ein einzelner ein Denkzeichen hinterlaſſen, das uns an ihn und ſeine Zeit erinnert. So ſtehen rings um uns im Lande, auf Bergſpitzen und Felſenſtirnen, die Trümmer der Vorwelt, die ehemahligen Wohnungen gewaltiger, berühmter Geſchlechter. Wo ſind ſie hin? wo iſt ihr Wirken, ihr Walten? — Verſchwunden bis auf die letzte Spur! — Kaum daß hier und dort eine alte Chronik oder ein Blatt der Weltgeſchichte in irgend einer vorübergehenden Beziehung ihren Nahmen nennt! Viele, die meiſten ſind nicht bis zu uns gelangt, und niemand weiß zu ſagen, wer dieſe Mauern auf dem verwandten Felſen gründete, wem das Leben in wechſelnden Sorgen und Freuden auf dieſen Höhen verſchwand, was für Thränen hier floßen, was für Gefühle und welches Bewußtſeyn unter den Gewölben dieſer Familiengrüfte auf ewig zur Ruhe gebracht ſind.

An dem ſchwachen Faden der zweifelhaften Sage ſteigt die Phantaſie gern in jene graue Vergangenheit hinauf, kehrt, mit vielen Muthmaßungen und weniger Gewißheit bereichert, wieder in die öde Gegenwart zurück, und liebt es, die kalte, freudenloſe Umgebung mit den

dunkeln Gemählden auszuſchmücken, die ſie dort erbeutete, und die wenigſtens vor unſerer glänzend verſtändigen Zeit den Vorzug tiefglühender Wärme und innigen Gefühls haben, jene Gemählde felſenfeſten Sinnes, unerſchütterlicher Treue, inniger Frömmigkeit und heißer Liebe bis in den Tod.

Dort, wo die wilden Wellen der Traiſen *) aus dem Gebirge hervorſtrömen, führt an ihren Ufern ein angenehmer Pfad zwiſchen waldigen Hügeln, die ſich bald zu beträchtlichen Bergen erheben, ihr entgegen in die geheimen Thäler, durch die ſie vom hohen Alpengebirge den Weg nimmt, um in die Fläche heraus zu eilen. Einige Stunden geht man dem klaren rauſchenden Waldwaſſer entgegen, das, je tiefer im Gebirge, deſto reiſſender über Stämme und Sträuche dahin ſtrudelt, bis endlich ein ſtilles geräumiges Thal ſich freundlich öffnet, und der Wanderer plötzlich den Schauplatz vielſeitiger Geſchäftigkeit, und zugleich die Herrlichkeit einer großen Abtey mit ihrer Kirche und allen dazu gehörigen Gebäuden vor ſich liegen ſieht. Das iſt das Ciſterzienſerſtift Lilienfeld, jetzt groß, prächtig und reich, von gewerbfleißigen Menſchen umgeben *), die das Eiſen dieſer Berge an den Wäldern derſel-

ben zu Waffen schmelzen, und die beste Gabe der milden Natur zum Verderben ihrer Brüder verarbeiten.

Einst war es nicht so. Als zuerst Leopold, Herzog von Österreich, im dreyzehnten Jahrhunderte die frommen Mönche von Cisteaux kommen ließ, und ihnen in diesen waldbedeckten Schluchten einen Platz zur Wohnung anwies, da mußten sie erst die alten Forste lichten, der Natur mit angestrengtem Fleiße den Boden abkämpfen, um ihre Nahrung daraus zu ziehen; da war noch klein, und nicht mit Marmor bedeckt, ihre Kirche, und die armen Brüder nach den strengen Regeln des heiligen Bernhard schliefen alle zusammen in dem hallenden Saale [3]), dessen Größe und schreckende Kälte der Wanderer noch jetzt mit Staunen betrachtet, wenn sein Blick zwischen den langen Reihen Gothischer Säulen hinab irret, die die Äste zum luftigen Gewölbe empor strecken, wie die Zweige der alten Buchen und Eichen sich im Forste zu grünen Laubgewölben vereinigen. Damahls wurden die Brüder, die früher zur Ruhe gingen, in der Gruft unter dem Kreuzgange beygesetzt. Dreyßig Tage lang blieb die Stelle offen — gleichsam wie die Pforte des Todes — die Brü-

der betheten an der Schlafstätte des Vorangegangenen, und die Mondessichel streute die Schatten der Gesträuche, die vor den hohen Kreuzgangfenstern wankten, auf sein kaltes Lager.

Nur selten durchstreifte in jenen Zeiten ein einsamer Reisender die unermeßlichen Wälder dieser Berge, nur selten wallte ein Pilger zu dem Gnadenbilde, das, tief hinein in den höchsten Alpen verborgen, noch wenigen Unglücklichen bekannt war, bis Markgraf Heinrich von Mähren den Dank für seine erhaltene Gesundheit durch die Aufsuchung des Wunderortes, und die Erbauung einer schönen Kirche um denselben bezeigte [4]). Aber schon wurden die Wälder lichter; arme Leute, bedrängt von den Kriegszügen, die die freyere Ebene durchschwärmten, retteten sich in die Freystätte der guten Mönche, und ein Dörfchen entstand um Kirche und Kloster herum. Bald ertönte der Schall der Glocken am Mittag oder Abend durch's Thal und in dem Gebirge, und rief einer ziemlich zahlreichen Gemeinde zur Andacht oder Ruhe.

Als im Anfange des vierzehnten Jahrhunderts der Vater- und Königsmord Albrecht des Ersten von Habsburg ganz Deutschland mit Ent-

ſetzen erfüllte, und die Kriegsſcharen ſeiner rachedürſtenden Tochter, der Königinn von Ungarn und ihrer Brüder, der Herzoge von Öſterreich, die Länder durchſtreiften, die Burgen der Königsmörder zerbrachen, und ſie ſelbſt dem Tode oder der ewigen Acht überlieferten, da fühlten auch die ſtillen Thäler um das Kloſter die Erſchütterungen der Zeit. Fünf Stunden weiter hinein in den Bergen öffnet ſich ein kleines Thal, und mitten darin beherrſcht auf einem rings um freyen waldigen Felſen die Burg Hohenberg [5]) die niedrigern Höhen und die Thalſchlucht ſammt dem Wege, der von hier gegen das Stift, und auf der andern Seite noch tiefer in's Waldgebirg führt. Hier hauſeten die Grafen von Hohenberg, ein reiches mächtiges Geſchlecht. Von dieſem Stammſchloſſe aus verbreiteten ſie ſich weit umher durch's Land bis jenſeit der Enns, wo die jüngere Linie große Güter beſaß. Ein unglückſeliger Verdacht zog auch die Grafen von Hohenberg beyder Linien in das furchtbare Schickſal hinein, das die Ritter von Palm, von Eſchenbach, von der Wart, und ſo viele andere angeſehene Familien traf [6]). Ihre Burgen unter und über der Enns wurden zerſtört — ſie ſelbſt mit ihren Angehörigen

ſanken -theils durch das Schwert, theils entflohen ſie unbekannt und unentdeckt. — Wenige Jahre nachher lebte kein Hohenberg mehr, und andere Edle erhielten ihre Güter zu Lehen, und hauſeten in ihren Burgen.

Aber in dem Thale, wo das Kloſter Lilienfeld ſteht, weiter hinab in einer lieblichen Thalkrümmung, ſpiegelte ſich in den klaren Fluthen der Traiſen ein kleines einfaches Haus, von der Witwe des verſtorbenen Stiftpflegers bewohnt. Frau Mechthild lebte hier nach dem Tode des geliebten Gemahls einſam, kinderlos, den Blick nach Jenſeits gerichtet. Gebeth und fromme Übungen nahmen den größten Theil ihrer Zeit ein, die übrige wandte ſie an, durch künſtliche Arbeiten die Altäre zu ſchmücken; und ſo floß ihr Leben, zwar außer den Kloſtermauern, aber, ganz Gott geweiht, in klöſterlicher Stille hin.

Schaudernd und angſtvoll hörte ſie in ihrer Abgeſchiedenheit die Kunden jener Ereigniſſe, und ſah mit Entſetzen die Scharen blutiger Reiſigen durch die friedlichen Thäler ziehen. Allerley ſchreckliche Geſchichten, vergrößert durch das Gerücht, beſchäftigten ihre Einbildungskraft, und machten lange Zeit den Inhalt der Geſpräche

zwiſchen ihr und einigen Matronen aus, die zuweilen ſie zu beſuchen kamen.

Da ſcholl einmahl in einer ſtürmiſchen Regennacht, als der Himmel Frau Mechthilden in ſeinem Grimme die Gräuel der Menſchen zu ſtrafen ſchien, ein leiſes Pochen an ihrer Hausthür. Erſchrocken horchte ſie auf — das Pochen ertönte noch ein Mahl und ſtärker — Frau Mechthild konnte es nicht länger verkennen, und, obwohl zitternd vor den Ereigniſſen der Zeit, überwand doch das Mitleid mit irgend einem verirrten Wanderer ihre Furcht. Sie ſtand auf, und befahl der Magd zu öffnen. Da ſtand ein triefender Pilger vor der geöffneten Thür — ein alter Mann, deſſen greiſe Locken und tiefbekümmertes Geſicht jede Furcht verſcheuchten. Er grüßte Frau Mechthilden freundlich, ſchlug hierauf ſeinen Mantel zurück, und zeigte der erſtaunten Frau ein wunderſchönes Mädchen von ungefähr drey Jahren, das ſchlafend auf ſeinen Armen lag. „Mein Gott!" rief Mechthild, „das arme Kind, in dieſem Wetter!" „Es ſchläft," erwiederte der Pilgersmann. „Seht, es weiß in ſeiner Unſchuld nichts von allem dem, was um dasſelbe vorgeht." Bey dieſen Worten blickte er tiefſinnig auf die ſchlafende Kleine, und ein Seufzer

entſtieg ſeiner Bruſt. „Wollt ihr wohl ſo gütig ſeyn, edle Frau, und dem armen Würmchen für dieſe Nacht einen Unterſtand in eurem Hauſe gönnen? Das Gewitter hat uns überfallen, als ich mit der Kleinen nach Hauſe wollte, mein Weg iſt noch weit. — Morgen hohle ich es mit tauſend Dank ab.“ Frau Mechthild ſtand eine Weile zweifelnd; aber ein Blick auf das liebliche Geſchöpf überwand jede Bedenklichkeit. — Sie ſtreckte die Hände aus, und nahm es dem Fremden ſchonend vom Arme. „Nun gebt nur her,“ ſagte ſie, „wer möchte wohl den kleinen Liebesdienſt verſagen? Aber bleibt lieber ſelbſt hier — es regnet und ſtürmt gar zu fürchterlich.“ „Gott lohne euren guten Willen, edle Frau,“ antwortete der Fremde; „aber ich muß fort, meines Bleibens iſt hier nicht. — Nehmt das Kindlein in Acht — morgen bin ich wieder bey euch.“ Der Pilger drückte noch einen leiſen Kuß auf die Stirn des ſchlafenden Mädchens, machte das Zeichen des Kreuzes über ſie und ging. Frau Mechthild nahm das wunderbare Pfand auf ihren Arm, und trug es auf ihr Lager, legte die Kleine ſorglich neben ſich, dachte noch eine Weile über das ſeltſame Ereigniß nach, und entſchlief im ſüßen Gefühl einer guten That neben dem neuen Pflegling.

je wieder fordern würde. Wie die Rose im Gebüsche, nur vom Auge des Himmels und der frommen Einfalt gesehen, wuchs Agnes empor. Frau Mechthild hielt sie streng aber liebreich; sie unterrichtete sie in allen weiblichen Künsten, die sie wohl verstand. Der Prior lehrte sie nothdürftig lesen und schreiben und das Brevier verstehen, da sie zur Klosterjungfrau bestimmt war; und ihr Leben floß heiter und still dahin. Sie hatte keine Vorstellung, daß es außer ihrem Thal noch Länder, außer den Bauern und Mönchen noch Menschen auf der Erde, außer ihrer Lebensart noch Freuden auf der Welt gäbe.

Herrmann.

An einem schönen Frühlingsnachmittag kam der Prior, und hohlte seine Schwester und Agnes ab, um ihnen zu einer Stunde, wo kein Gottesdienst war, eine künstliche Arbeit, die sie für den Frauenaltar verfertigt hatten, an Ort und Stelle zu weisen. Sie traten in das kühle hallende Gewölbe. Die scheidende Sonne goß helles Gold durch die bunten Fenster hinter dem Hochaltar, und streuete blendendes Farbenspiel auf den Marmorboden. Agnes ging mit kindischer Neugier überall herum, und besah die Bilder und prächtigen Schnitzwerke, und ergetzte sich an den wechselnden Farben zu ihren Füßen. Da hörte sie ein leises Geräusch — sie wandte sich — und ein Knabe, wenig älter, aber viel höher als sie und schneeweiß gekleidet, stand von Schimmer und Gold umflossen an der Thür der

Sacriſtey. Sie erſchrak; ſie trat hocherröthend zurück — der Knabe ſah ſie mit dunklen Augen freundlich an; ſie erröthete noch mehr — die ganze Erſcheinung dünkte ſie ſo wunderbar, ſo ſchön — daß ihr kindlicher Glaube ſie im erſten Augenblicke für einen der Engel hielt, die den frommen Kindern gern erſcheinen. Aber der Engel kam näher; er faßte des Mädchens Hand, und fragte ſie mit freundlicher Stimme, wer ſie ſey, wie ſie hierher gekommen? Agnes antwortete ſchüchtern — der Knabe hielt ihre Hand immer, und ſah ihr mit dem dunklen Blicke in die Augen, bis ſie ſie erröthend niederſchlug, und die Hand leiſe wegzuziehen verſuchte. „Ich thue dir nichts," ſagte der Knabe, „du darfſt dich nicht fürchten — ich bin gern bey dir, du ſollteſt auch nicht von mir weggehen wollen." Das beruhigte Agnes, ſie ließ dem Knaben ihre Hand, ſie erhob das Auge wieder, ſie antwortete nun beherzter; bald lag auch die andere Hand in ſeiner zweyten, und nun ſchwatzten die Kinder fröhlich und unbefangen, und erzählten ſich alles, was ſie wußten. Der Knabe hörte Agneſens Erzählung mit großer Freude; auch er war eine verlaſſene Waiſe, die der Abt mitleidig aufgenommen, auch er kannte ſei-

ne Ältern nicht, auch er war, wie ſie, zum geiſtlichen Stande beſtimmt. Das machte ihnen das größte Vergnügen, und ſie freueten ſich mit einander auf die feſtlichen Tage der Einkleidung, von denen man beyden ſo viel vorgeſagt hatte. Noch ſtanden ſie ſo Hand in Hand, als Frau Mechthild mit dem Prior ſich ihnen näherte. Die Kinder liefen auf ſie zu und bathen, daß ſie noch beyſammen bleiben dürften. Frau Mechthild ſah ihren Bruder verwundert an. „Was iſt das für ein Knabe?" Der Prior antwortete ihr, daß er ein Pflegekind des Kloſters, und zum Kloſterleben beſtimmt ſey; und da er heute den Dienſt in der Sacriſtey gehabt habe, wäre er vermuthlich herausgekommen, als er die Kleine am Altare geſehen. Frau Mechthild ſchüttelte den Kopf, ſie war nicht zum Verweilen zu bewegen; denn die Sonne war bereits tief hinter den Bergen, und es dämmerte in der Kirche. Agnes bath noch; aber der Knabe war zurückgetreten, und ſprach kein Wort. Man mußte ſcheiden — Agnes ging in tiefen Gedanken neben ihrer Pflegemutter nach Hauſe, und nun hing ſie ſich an ihren Hals und ſchmeichelte und bath ſo lange, bis ſie es endlich von Mechthild erhielt, daß dieſe mit dem Prior ſpre-

chen, und er den Klosterknaben zuweilen zu ihnen bringen sollte, weil die arme Agnes gar keine Gespielinn ihres Alters hatte.

Der Prior willigte ein; die Kinder waren noch so jung. Sie kamen oft zusammen, sie spielten still und glücklich mit einander, bald im Garten, bald auf der Wiese. Herrmann brachte Agnesen Blumen, Agnes band Kränze daraus zu seiner Primiz, zu ihrer Profeß. Das war ihr gewöhnlichstes Spiel; und der wilde Knabe, mit dem sonst seine Lehrer manche Noth hatten, war sanft wie ein Lämmchen bey Agnesen, und die Drohung, nicht zu ihr gehen zu dürfen, oder Frau Mechthilden seine Unarten zu verrathen, brachte ihn zu allem, was der Prior, dem seine Erziehung anvertraut war, von ihm verlangte.

Jahre vergingen — die Kinder wuchsen heran. — Das stille Thal war der Schauplatz ihrer Freuden; er sollte der ihres Lebens werden, wenigstens für Herrmann, der sich schon als einen Mönch von Lilienfeld betrachtete. — Agnes ward mit jedem Tage vollkommener in den künstlichen Gebilden, die ihre Hand verfertigen lernte, und in allen den Übungen sanfter Tugend und geduldigen Gehorsams, deren sie zu ihrem

künftigen Berufe bedurfte. — Herrmann bereitete sich zu seinem Stande in frommen Beschäftigungen für die Ausschmückung der Kirche, in allerley Handreichungen bey den ältern Mönchen, und beyde wurden sich mit jedem Jahre theurer, unentbehrlicher.

Unter diesen alten Mönchen hatte einer den Knaben besonders lieb gewonnen. Er war, wie man sagte, ein Ritter aus altem edlen Geschlechte, berühmt in Schlachten und Turnieren, der manches in der Welt versucht und erfahren, und den endlich Unglück und Verfolgung in diesen stillen Zufluchtsort gescheucht hatten. Der Knabe bezahlte des Greisen Wohlwollen mit inniger Anhänglichkeit, und kannte nach dem Glücke, bey Agnes zu seyn, kein höheres, als an dem Munde des Alten zu hängen, wenn er ihm von seiner thaten- und sturmvollen Jugend, von seinem Leben und Treiben in der Welt erzählte. Pater Hugo nahm den Knaben mit auf weite Gänge durch's Gebirge, wenn er auf fernen Höhen oder im tiefverborgenen Thale den Kranken Trost und die letzte Seelenspeise zu bringen hatte. Da stiegen sie oft mit einander empor zum Neste des Adlers, und wo die Gemsen auf nackten Klippen springen, und

auf einer Felſenkuppe ſitzend, tief unter ſich das neblichte Thal und die kleinen Wohnſitze der Menſchen, öffnete ſich des Greiſen Herz, und er erzählte dem Knaben aus der düſtern Vergangenheit, die mit ihren Leiden und Freuden nun auch ſchon tief unter ihm lag, wie das Thal. Er ſchilderte Schlachten und Turniere, das Leben an den Höfen der Fürſten, und zuweilen berührte ein flüchtiges Wort und ein halb erſtickter Seufzer Freuden von höherer Art, die unbeſtimmte Ahndung und eine dunkle Sehnſucht in des Knaben Seele weckten. Freylich ſchloß der Alte ſchnell vor den neugierigen Blicken die Ausſicht wieder; aber er konnte den Eindruck nicht verwiſchen, den ſolche entfallene Worte hinterließen, und es ſchien beynahe, als wollte er es auch nicht. Er wußte um Herrmanns Umgang mit dem unbekannten Mädchen, er ließ ſich von ihren Spielſtunden erzählen, und er lächelte zuweilen, wenn auf ihren Gängen der Knabe mit Gefahr die höchſten Spitzen erkletterte, oder in Klüfte hinabſtieg, um eine ſchöne Blume, ein Vogeley oder eine andere Seltenheit für die kleine Geſpielinn zu erbeuten. Sorglich verwahrte Agnes dieſe theuren

Geſchenke, und betrachtete die Sammlung derſelben als ihren koſtbarſten Schatz.

So hatte nun Herrmann das Jünglingsalter erreicht, Agneſens kindliche Schönheit entwickelte ſich zu jungfräulicher Blüthe. Jetzt fanden es der Prior und Frau Mechthild nicht mehr anſtändig, die Kinder ſo viel und ſo zwanglos mit einander umgehen zu laſſen; auch dachte der Prior daran, Herrmann beſtimmter zu ſeinem Berufe zu bilden, und manche Stunde, die er ſonſt bey Agneſen in ſchuldloſen Spielen oder mit ſeinem Freunde Hugo auf Bergen und in Wäldern frey genoſſen hatte, mußte er nun in der engen Zelle oder im düſtern Gewölbe der Kloſterbibliothek bey mühſamen Abſchreiben und Nachmahlen von alten Miſſalen zubringen. Wenn dann kaum ein Sonnenſtrahl durch die hohen ſchmalen Fenſter fiel, wenn die vergitterten Schränke ſo ſchweigend und düſter um ihn herum ſtanden, und er das Pochen des Holzwurms im Getäfel hören konnte, befiel ihn eine dumpfe Schwermuth; mit heißer Sehnſucht ſtrebte ſein Geiſt hinaus in's Freye, und nur eine einzige Stunde mit Agnes im Garten oder mit Hugo auf den freyen Bergen zuzubringen, war der heiße Wunſch, der Tag und Nacht raſtlos

ſeine Seele beſchäftigte. Er bath, er flehte um die unſchuldige Vergünſtigung; ſie ward ihm gebietheriſch abgeſchlagen. Da empörte ſich ſein Gemüth; was man billigen Bitten eigenſinnig, wie er dachte, verweigerte, ſollte nun dennoch ſein werden.

So oft er nun auf eine halbe Stunde ſich fortſtehlen konnte, eilte er an die Hecken, die Frau Mechthilds kleinen Garten von dem Waldgebüſche trennten. — Ach, es waren Wochen vergangen, ſeit er die geliebte Geſpielinn — ſonſt ſein täglicher Umgang — nicht geſehen hatte! Oft — ſehr oft ging er vergebens — Agnes ließ ſich nicht im Garten ſehen. Schon fing ein düſterer Trübſinn an, ſich des Jünglings zu bemächtigen — da — o Glück, das nur ein jugendliches Herz fühlen kann! da erblickte er die lang Erſehnte einmahl hinter der Hecke, wie ſie ſinnend und ſtill ſich mit den Blumen beſchäftigte. Seine Bruſt ſchwoll, ein bisher unbekanntes Gefühl drängte ihn, ſich ihr zu nahen; eine eben ſo unbekannte Scheu hielt ihn zurück. Agnes ſchien ihm ſeit den paar Monden, wo er ſie nicht geſehen, verändert; ſie kam ihm größer, ſchlanker, aber auch ein wenig blaſſer und ernſter vor. Eine ſeltſame Empfin-

dung bewegte ihn; er trat an die Hecke, er rief sie leise beym Nahmen. Sie sah sich erschrocken um — aber helles Purpurroth überzog ihr Gesicht, als sie Herrmannen erblickte. Mit einem Sprunge war sie an der Hecke, reichte ihm die Hand, und konnte vor Freuden nicht gleich sprechen. Als sie Worte fand — als die Herzen sich öffneten — o was hatten die armen Kinder sich nicht zu sagen, zu klagen, zu versprechen, sie, die, sonst gewohnt, sich täglich zu sehen, nun so lange getrennt gewesen waren! Das sollte nicht wieder geschehen — die Härte des Verboths mußte vereitelt werden. Es ward ein geheimes Verständniß errichtet. Ein frischer Blumenstrauß auf dem Frauenaltare, vor dem Frau Mechthild täglich mit Agnes die Messe zu hören pflegte, sollte dieser ein Zeichen seyn, wenn ihr Freund sich in der Abendstunde an der Hecke einfinden konnte, und strenge Verschwiegenheit und Behuthsamkeit wurde von beyden Seiten gelobt.

Wie ganz anders waren nun diese Zusammenkünfte, als die ehemahligen unbefangenen Spielstunden! Die Seltenheit spannte die Erwartung, das Geheimniß würzte den Genuß, und selbst das Bewußtseyn gleichgetragener Ge-

fahr gab dieſem Verhältniſſe einen eigenen Reiz. An die Zukunft dachten ſie nicht — ſie wünſchten nichts anderes, als ſich recht oft ſo ſehen zu können, und hofften in kindlicher Unwiſſenheit, es könnte immerfort ſo dauern.

Scharnstein *).

Im Lande jenseit der Enns, wo die wilde Albe aus dem See im Schooße des Gebirgs hervorſtrömt, und durch die waldige Thalſchlucht ſich in die Ebene über Felſen und Sträucher hinaus wälzt, liegen tief in den Bergen am rechten Ufer des Stromes die Ruinen der alten Burg Scharnſtein. Dort hauſete zu den Zeiten Albrecht des Erſten die jüngere Linie der Grafen von Hohenberg, noch durch manches andere Beſitzthum mächtig, gefürchtet, aber auch geſchätzt von ihren Nachbarn, in angeſtammter Kraft und Würde. Graf Ludwig war der Beſitzer dieſer Burg; er war erſt ſeit fünf Jahren vermählt. Der älteſte Sohn, der Erbe ſeines Nahmens und ſeiner Macht, zählte kaum vier Jahre, der jüngſte lag an der Mutter Bruſt; zwiſchen beyden ſtand ein liebliches Mädchen. Graf Hohen-

berg achtete und ehrte seine Gemahlinn, die treue Mutter seiner Kinder; aber es war nicht Liebe gewesen, was ihn mit ihr verbunden hatte.

Im regen Feuer heldenmüthiger Jugend, edel, schön, tapfer und reich, hatte er die Augen seiner Landsleute auf sich gezogen. Viele Ritter wünschten ihn zu ihrem Eidam, viele zarte Herzen schlugen stärker, wenn auf Turnieren oder bey den Feyerlichkeiten, wo der Adel des Landes sich versammelte, Graf Ludwig von Hohenberg hoch und trefflich vor allen seines gleichen erschien. Aber ihn reitzten nicht die Wünsche der Väter, ihn rührte nicht der Reitz so manches schönen Fräuleins. In seinem Herzen lag tief und bleibend ein Bild verborgen, an welchem jeder spätere Eindruck fruchtlos abglitt. — Sophie von Buchheim hatte seine erste Liebe. Der Zwist der Väter raubte den Liebenden jede Hoffnung; aber ihre Treue wankte nicht, und immer noch hofften sie, durch manchen Versuch zur Versöhnung der zürnenden Väter ihr Glück zu retten, oder es durch Beharrlichkeit zu verdienen. Vielleicht hätte Graf Ludwig seinen Vater durch die Furcht, den einzigen Erben seines Nahmens unverheirathet sterben zu lassen, zum Nachgeben bewo-

gen; aber Buchheim verwarf jeden Gedanken von Annäherung. Sophie hatte nicht Ludwigs Kraft im Widerſtande; Drohungen und Bitten, Gewalt und Liſt zwangen ſie endlich, mit zerriſſener Seele dem Geliebten zu entſagen, und ihre Hand dem Manne zu reichen, den ihr Vater gewählt hatte. Ludwig raſete, als die Kunde zu ihm kam: Sophie von Buchheim ſey die Braut des Ritters von Wartenberg, der weit jenſeit der Thaja bedeutende Beſitzthümer im Markgrafthume Mähren hatte. So lang es noch möglich war zu zweifeln, hielt der Sturm der Leidenſchaften ſeine Seele aufrecht; als aber alles klar und unbeſtreitbar vor ihm lag, als er mit Lebensgefahr ſich ihrer Burg genahet, ſie ſelbſt geſprochen, und aus ihrem Munde ſein Unglück vernommen hatte, da brach ſeine Kraft, und die heftig erregte Natur unterlag der Macht eines wüthenden Fiebers, das ihn an den Rand des Grabes brachte. Sein Vater gab den einzigen Sohn verloren. Seine Jugend rettete ihn, er genas langſam; ſein Sinn war unaufhörlich auf ſeinen Verluſt, auf Sophiens Schickſal gerichtet. Noch war ſie nicht vermählt; aber der Tag der Trauung ſchon beſtimmt. Seine Leidenſchaft erwachte, wie ſeine Kraft wieder kam, in

aller ihrer Gewalt. Er mußte Sophien noch ein Mahl sehen, er mußte sie noch ein Mahl in seine Arme schließen, ehe sie auf ewig für ihn verloren ging.

Den Tag vor der Hochzeit selbst, als es auf Buchheim bereits von Gästen wimmelte, fand er Mittel, durch Sophiens Amme, die dem schönen reichen Grafen unbedingt ergeben war, seine Geliebte in einem entlegenen Theile des Gartens, wo dichtes Gebüsch sie vor jedem Späherblicke schützte, zu sprechen. Sophie sah ihn nach so langer Zeit wieder — aber wie verändert! Es war nicht mehr die jugendlich-blühende Gestalt; Gram und Krankheit hatten seine Züge tiefer gegraben, in dem großen blauen Auge loderte ein wildes Feuer, und eine unruhige Heftigkeit zeugte von dem Sturme, der sein Inneres durchtobte. Und das alles war um ihrentwillen! Weinend sank sie in seinen Arm. Stumm, verzweifelnd und doch selig umschlossen sie sich immer fester, immer inniger — ihre Seelen strömten in einander über, und eine süße Betäubung bemächtigte sich ihres Wesens.

Nach mehr als einer Stunde kam die treue Amme, Sophien schnell zu hohlen, die ihr Vater bereits vermißt hatte. Sie fand die Lieben-

den erſchrocken, zitternd. Noch ein Mahl umfaßten ſie ſich mit Heftigkeit, und riſſen ſich dann gewaltſam von einander. Sophie wankte unter unaufhörlichen Thränen in ihr Zimmer zurück, und flehte den Himmel inbrünſtig an, ſie nach dieſem Tage durch einen ſchnellen Tod zu ſich zu nehmen.

Für Ludwig war kein Glück mehr auf Erden. Trüb und düſter lebte er auf ſeines Vaters Burg, feſt entſchloſſen, nie mehr ein Weib in ſeinen Arm zu ſchließen. Trüb und düſter zog er in die Schlachten ſeines Vaters, focht ſie ritterlich mit, und kehrte eben ſo ſchwermüthig wieder zurück. Der greiſe Vater ſah mit unendlichem Schmerzen die ſtolzen Hoffnungen ſeines Hauſes verblühen, und verzehrte ſich in ſtillem Grame. Das griff dem Sohne an's Herz — ſein Vater ſollte nicht unter ſeinem Unglücke leiden; wenn einer von ihnen beyden ein Opfer bringen mußte, ſo ziemte es ihm, der durch ſeine unſelige Leidenſchaft ohne dieß ſchon ſo vielen Kummer auf das Haupt des gebeugten Greiſes gehäuft hatte. Er riß ſich gewaltſam empor — er fing an zu kämpfen, den ſchwerſten Kampf, den ein Sterblicher eingehen kann, den Kampf mit ſeinem eigenen Herzen; er ſuchte nicht den

aller ihrer Gewalt. Er mußte Sophien noch ein Mahl ſehen, er mußte ſie noch ein Mahl in ſeine Arme ſchließen, ehe ſie auf ewig für ihn verloren ging.

Den Tag vor der Hochzeit ſelbſt, als es auf Buchheim bereits von Gäſten wimmelte, fand er Mittel, durch Sophiens Amme, die dem ſchönen reichen Grafen unbedingt ergeben war, ſeine Geliebte in einem entlegenen Theile des Gartens, wo dichtes Gebüſch ſie vor jedem Späherblicke ſchützte, zu ſprechen. Sophie ſah ihn nach ſo langer Zeit wieder — aber wie verändert! Es war nicht mehr die jugendlich-blühende Geſtalt; Gram und Krankheit hatten ſeine Züge tiefer gegraben, in dem großen blauen Auge loderte ein wildes Feuer, und eine unruhige Heftigkeit zeugte von dem Sturme, der ſein Inneres durchtobte. Und das alles war um ihrentwillen! Weinend ſank ſie in ſeinen Arm. Stumm, verzweifelnd und doch ſelig umſchloſſen ſie ſich immer feſter, immer inniger — ihre Seelen ſtrömten in einander über, und eine ſüße Betäubung bemächtigte ſich ihres Weſens.

Nach mehr als einer Stunde kam die treue Amme, Sophien ſchnell zu hohlen, die ihr Vater bereits vermißt hatte. Sie fand die Lieben-

den erſchrocken, zitternd. Noch ein Mahl umfaßten ſie ſich mit Heftigkeit, und riſſen ſich dann gewaltſam von einander. Sophie wankte unter unaufhörlichen Thränen in ihr Zimmer zurück, und flehte den Himmel inbrünſtig an, ſie nach dieſem Tage durch einen ſchnellen Tod zu ſich zu nehmen.

Für Ludwig war kein Glück mehr auf Erden. Trüb und düſter lebte er auf ſeines Vaters Burg, feſt entſchloſſen, nie mehr ein Weib in ſeinen Arm zu ſchließen. Trüb und düſter zog er in die Schlachten ſeines Vaters, focht ſie ritterlich mit, und kehrte eben ſo ſchwermüthig wieder zurück. Der greiſe Vater ſah mit unendlichem Schmerzen die ſtolzen Hoffnungen ſeines Hauſes verblühen, und verzehrte ſich in ſtillem Grame. Das griff dem Sohne an's Herz — ſein Vater ſollte nicht unter ſeinem Unglücke leiden; wenn einer von ihnen beyden ein Opfer bringen mußte, ſo ziemte es ihm, der durch ſeine unſelige Leidenſchaft ohne dieß ſchon ſo vielen Kummer auf das Haupt des gebeugten Greiſes gehäuft hatte. Er riß ſich gewaltſam empor — er fing an zu kämpfen, den ſchwerſten Kampf, den ein Sterblicher eingehen kann, den Kampf mit ſeinem eigenen Herzen; er ſuchte nicht den

einzige war, mit der er ſein Schickſal nicht ungern theilen, von deren Anhänglichkeit er ſich die Art von häuslichem Glücke verſprechen konnte, das ihm zu genießen möglich blieb. So wie er geneſen war, eilte er zu ſeinem Vater und erfreute den Betrübten mit dem doppelten Glücke, den theuren Sohn erhalten, und zu einer zweyten Verbindung entſchloſſen zu ſehen. An Adelgundens Geſchlechte, Geſtalt und Rufe war nichts zu tadeln, obwohl der Vater eines ſolchen Sohnes wohl höhere Forderungen hätte machen können; und ſo kehrte Graf Ludwig mit leichtem Herzen zu dem liebenden Mädchen zurück, und verbreitete Überraſchung und Entzücken in dem Hauſe, wo man ein ſolches Glück nie zu hoffen gewagt hatte. Adelgundens Vater verjüngte ſich in dem Gedanken an das glänzende Loos ſeiner Tochter; ihr Herz ſah in Ludwig nur den Geliebten, den Wiedergeſchenkten, um deſſen Leben ſo viele Thränen gefloſſen waren. — Ein Himmel von Seligkeit öffnete ſich vor ihrem Blicke, und der Wiederſchein ihres Glückes erheiterte den düſtern Sinn ihres Freundes, und ließ ihn zum erſten Mahl wieder reine Freude genießen. Bald führte er ſie als ſeine Gattinn nach Scharnſtein. Adelgundens kluge Schonung

für die geheimen Leiden ihres Gemahls, ihre Gelassenheit, ihre Heiterkeit zogen die Bande zwischen ihm und ihr fester, die Geburt eines Sohnes vereinigte ihre Herzen noch inniger, und so vergingen still und angenehm fünf Jahre einer vergnügten Ehe, ohne daß Graf Ludwig Ursache gehabt hätte, eine Wahl zu bereuen, die mehr Sache der Überlegung als des Herzens war.

Schicksal.

Rudolph von der Wart *) war nach der unglückseligen That zu Königsfelden, wie die übrigen Genossen Johanns von Schwaben, entflohen. Die Rache verfolgte sie. Graf Ludwig war ein Jugendfreund Rudolphs gewesen; bey ihm suchte der Geächtete nicht Schutz, nur ein gastliches Dach, wo er ein paar Tage verweilen, und seine durch die Angst der Flucht erschöpften Kräfte erhohlen könnte. Ludwig, so furchtbar ihn Rudolphs Vergehen dünkte, konnte es nicht über sich gewinnen, dem alten geliebten Freunde dieß letzte Labsal zu versagen, noch weniger ihn den Verfolgern zu verrathen, die überall auf seiner Spur waren. Er behielt ihn drey Tage; dann sandte er ihn mit einem Vertrauten zu seinem Vetter Cuno, dem Haupt der ältern Linie, der auf Hohenberg hausete. Cuno half ihm wieder

weiter; aber Rudolph entging doch seinem schrecklichen Schicksale und der Strafe des Verbrechens nicht. Dieses Mitleid und die standhafte Weigerung, Rudolphs Aufenthalt zu verrathen, ward von den Feinden des Hohenbergschen Hauses bey den Herzogen von Österreich in so verdächtigem, schwarzen Lichte dargestellt, daß diese, überzeugt von einer geheimen Verbindung des Grafen mit den Mördern ihres Vaters, und vor allen die Königinn Agnes von Ungarn, ihren Sturz beschlossen. Sie wurden geächtet, ihre Burgen belagert. Schon war Hohenberg im Gebirge gefallen, Graf Cuno mit den Seinigen todt oder geflüchtet. Ludwig hielt sich noch in seinen Schlössern bis gegen den Winter. Aber die Königinn von Ungarn zog heran mit ihren Scharen, und der Schirmvogt der Abtey Kremsmünster, Ritter Conrad von Seusenburg [9]), längst schon lüstern nach den Hohenbergschen Besitzungen, die mit den seinigen grenzten, vereinigte seine Haufen mit dem ihrigen. Graf Ludwig, schon in mehr als einer Feldschlacht von der Überzahl besiegt, zog sich jetzt in sein festes Schloß Scharnstein zurück, und vertheidigte die Schlucht und die Burg mit der Entschlossenheit der Verzweiflung. Schon lagen die Ungarn und Seusenburgs Scharen meh-

rere Wochen fruchtlos vor dem Schloſſe, das unverſehrt und trotzig auf ihre vergeblichen Stürme herabſah — da öffnete ſchändlicher Verrath den Feinden ein Pförtchen der Burg, das rückwärts in den finſterſten Wald und gegen die Felſenwand führte. Mit wildem Geſchrey, mit Brand und Mord drangen die Ungarn herein, indeſſen Seuſenburgs Leute von vorn zu ſtürmen begannen. Erſchüttert, aber noch nicht muthlos, ſtellte Graf Ludwig ſich der doppelten Gefahr entgegen, ſeine Beſonnenheit fand auch hier noch Mittel; und wenn die Burg nicht mehr zu retten war, ſo ſollte ſie den Feinden theuer zu ſtehen kommen. Er kämpfte muthig, indeß ein Theil ſeiner Leute die Flammen zu löſchen bemüht war. Aber immer zahlreicher und wüthender ſtürmten die Feinde in die geöffneten Mauern, immer weiter griffen die Flammen um ſich — es war keine Rettung möglich, als durch die unterirdiſchen Gänge. Da eilte Ludwig, zur Flucht entſchloſſen, mit zwey ſeiner treueſten Leute in das Gemach, wo ſeine Gemahlinn mit ihren Kindern zitternd und bethend die Entſcheidung ihres Schickſals erwartete. Er verkündete ihnen das unabwendbare Unglück, und ermahnte ſie, das einzig übrige Rettungs-

mittel zu ergreifen. Schon war Adelgunde aufgesprungen, hatte das jüngste Kind aus der Wiege genommen, und die ältern zu Muth und Hoffnung ermannt, als die Thür mit fürchterlichem Krachen aufsprang, ein Schwarm unmenschlicher Feinde hereindrang, und sich auf die Unglücklichen stürzte. Die Kinder entflohen schreyend. Graf Ludwig erkannte, daß alles verloren, und seine letzte Stunde da war. — Er hatte noch Besonnenheit genug, dem treuen Leutold den Schlüssel zum geheimen Gange zu geben und ihm sein Weib und seine Kinder zu befehlen. — Adelgunde wollte den Gemahl nicht verlassen, sie sah ihn mit der Anstrengung der Verzweiflung gegen die weit überlegenen Feinde kämpfen, sie sah ihn bluten, wanken, sinken; sie schrie und sank wie er. Da rissen die zwey Knappen sie mit Gewalt aus der offenen Thür, und flohen mit der theuren Last der geheimen Pforte zu. Adelgunde lag bewußtlos in ihren Armen; aber das Kind hatte sie mit krampfhafter Stärke gefaßt, und hielt es fest. Gern hätte Leutold auch die zwey älteren gerettet — er rief ihnen, sie waren nicht zu finden — zu verweilen war keine Zeit; und um den letzten Befehl des verehrten Gebiethers wenigstens zum Theil zu voll-

ziehen, trugen ſie die Ohnmächtige die Wendeltreppe hinab, und eilten, ſo ſehr ſie konnten, die Tiefe zu erreichen, wo ſie ſich vor Nachſetzungen ſicher wußten. Hier ſandte Leutold den andern Knappen zurück, um wo möglich die Kinder zu hohlen.

Adelgunde erwachte aus ihrer Betäubung — ſie blickte wild um ſich, ſie erkannte den Ort, ſie beſann ſich, was ſchauderhaft vor ihren Augen geſchehen war — und in dem Augenblicke wollte ſie zurück zu dem ſterbenden Gemahl, zu den verlaſſenen Kindern. Nur mit Mühe hielt Leutold ſie ab; er ſtellte ihr vor, wie viel ſie zu wagen, und wie wenig zu hoffen habe. Noch ſtritten ſie mit einander — als ein plötzliches Getöſe, das aus dem geheimen Gange hinter ihnen erſcholl, ſie mit Grauſen und Schrecken erfüllte; die unterirdiſchen Gewölbe hallten den Schall in langem Donner zurück, und der Boden ſchien zu wanken. Als dieſem Schrecken nichts weiter folgte, als das Getöſe verhallt war, und wieder grauenvolle Stille ſie in der tiefen Dämmerung umgab, da erneuerte Adelgunde ihren Befehl, zurück zu kehren. — Eine heimliche Ahndung ſagte dem Knappen, daß der Zufall ohne dieß ihr Vorhaben zernichtet haben werde, und

ſo widerſetzte er ſich nicht, und folgte ihr bis gegen die Treppe. Welches Entſetzen! — Durch den Brand mußten die obern Mauern zuſammen geſtürzt ſeyn, und die Gewölbe eingedrückt haben. Die Treppe war verſchüttet, und keine Möglichkeit, hinauf zu gelangen. Adelgunde erſtarrte. Bleich, zitternd und ſtumm ſank ſie auf einen Stein nieder, und ihr Blick haftete unbeweglich auf den Ruinen. Leutold redete ſie an — ſie antwortete nicht; er ermahnte ſie, ihren Weg fortzuſetzen, weil doch keine Möglichkeit zur Rückkehr ſey — ſie antwortete nicht. — Ängſtlich ſtand der Treue bey ihr, und ſuchte vergebens, ſie aus ihrer Betäubung zu reiſſen; endlich erinnerte er ſie an das Kind, das ſie noch immer im Arme hielt, und das bald Nahrung bedürfen würde. Jetzt wendete ſie ſich um, ſah ihn ſchweigend an, ſtand auf und ließ ſich weiter führen. Noch über eine Stunde hatten ſie zu gehen, bis dahin, wo der unterirdiſche Gang mitten im dichteſten Walde durch eine kaum zu entdeckende Pforte in's Freye hinaus führte. Sie traten hinaus; aber die Nacht war eingebrochen, und bis an den ſicheren Zufluchtsort, bis an den geheimen einſamen See, wo die Albe entſpringt, und wo gewiß kein Verfolger ſie aufſpüren konn-

te, war es noch weit. Leutold schlug Adelgunden vor, die Nacht im Gange zuzubringen — er trug Moos und Laub hinein, und bereitete ihr ein Lager; er sah von fern eine Köhlerhütte, ging darauf zu, und brachte etwas Milch und Brot. Adelgunde ließ alles schweigend geschehen — sie nährte das Kind und blieb ohne Schlaf, ohne Ruhe, aber auch ohne Regung auf dem Mooslager sitzen. Als der Tag zu grauen anfing, führte Leutold sie weiter, und sie folgte wie den gestrigen Tag.

Die Fiſcherhütte am Albenſee *).

Dämmernd und ſparſam rieſelte vom Morgen her ein mattes Licht in die weite dunkle Winternacht, die beſchneyeten Felſengipfel fingen an ſichtbar zu werden; aber aus der Fiſcherhütte mitten im See warf die nächtliche Lampe noch einen glänzenden Streif über die ſtille Fluth hin. Da hörte man ein leiſes Gewimmer, wie eines kleinen Kindes, aus der Au', die ſich vom See bis an die Berge zieht. Die Fiſcherinn horchte — es wimmerte wieder; da rief ſie ihren Mann und bath ihn, hinaus vor die Hütte zu gehen und zu ſehen, ob ein Menſch Hülfe bedürfe. Der Fiſcher trat vor die Hütte, er ſah am Ufer ſich etwas bewegen, er horchte, und glaubte ein leiſes Rufen zu vernehmen; er band den Nachen vom Pflocke, ſtieg hinein und ruderte an's Geſtade. Eine anſehn-

liche Frau saß mit zerrissenen Haaren, todtenbleich und wie leblos auf einem Felsen am Ufer, und hielt ein wimmerndes Kind im Arme, ohne darauf zu sehen, ohne des Kindes Wimmern zu vernehmen. Ein betagter Mann, der neben ihr stand, ging sogleich auf den Fischer zu und bath ihn inständig, gegen eine gute Belohnung diese Unglückliche auf eine kurze Zeit in seine Hütte aufzunehmen. Sie wäre die Frau eines reichen Bürgers aus der nächsten Stadt, und längst von einem unglücklichen Wahnsinne befallen worden; darum habe man sie genau verwahrt, und niemahls allein gelassen. Den gestrigen Tag aber hätte sie Gelegenheit gefunden, die Wachsamkeit ihrer Hüther zu täuschen, und sammt ihrem Kinde zu entfliehen. Nur mit Mühe wäre es ihren Angehörigen gelungen, ihre Spur aufzufinden. So wäre er, ein alter Diener des Hauses, ihr bis hierher gefolgt, wo er sie endlich gefunden hätte, es aber nicht wagen dürfe, mit ihr allein den Rückweg anzutreten. Ein Goldstück, das der Alte dem Fischer in die Hand drückte, und die starre Gleichgültigkeit der Unbekannten, die ganz und gar keinen Antheil an dem Gespräche zu nehmen schien, machten ihm die Erzählung wahrschein-

lich. Er erboth ſich, die Frau mit ſich zu nehmen; und der Diener trat zu ihr, um ſie zum Fortgehen zu ermahnen. Schweigend ſah ſie ihn an, ſchweigend ließ ſie ſich an den Kahn führen, und ſchweigend betrat ſie die Hütte des Fiſchers. Keine Frage, kein Geſpräch, keine Bewegung um ſie her ſchien ihre ſtarre Dumpfheit zu ſtören, und nichts war vermögend, ſie zu irgend einem Zeichen von Theilnahme zu bewegen, als die Sorge für ihr Kind, dem ſie aber eben ſo ſtumm, nur zuweilen mit tiefen Seufzern die Dienſte leiſtete, deren es bedurfte.

Im Anfange kam die neue Hausgenoſſinn den Fiſcherleuten ſeltſam vor; endlich gewöhnten ſie ſich an ihre Weiſe, beſonders da ſie nach und nach einen freundlichen und gefälligen Sinn bey ihr bemerkten, und die Stumme, ſtatt ihren Hauswirthen durch Thorheiten zur Laſt zu fallen, der Frau hier und dort recht verſtändig Hülfe leiſtete. Bey dem allen aber kam nie ein Wort über ihre Lippen; nur hörte man ſie des Nachts in der Kammer, die ſie mit ihrem Kinde bewohnte, tief aufſtöhnen und ſeufzen.

Rührung weinend, die Hand seiner unglücklichen Gebietherinn, und gelobte ihr, den letzten Befehl seines geliebten Herrn, mit dem er ihm seine Frau und seine Kinder übergab, als die heiligste Pflicht zu betrachten, und sein Leben dafür zu wagen.

So kamen sie an die Burg. — Der Freyherr von Waldsee lebte hier mit seiner Gattinn in zufriedener, aber kinderloser Ehe. — Längst schon hatte er sich von allen Fehden und Welthändeln zurückgezogen, und die Unruhen, die seit Kaiser Albrechts Mord das Land durchtobten, berührten ihn nur durch die Theilnahme, die sein Herz an dem Schicksale seiner Freunde nahm. Er war der Jugendfreund des alten Grafen von Hohenberg gewesen; Ludwig war zum Theil auf seiner Burg aufgewachsen, und von ihm wie ein Sohn geliebt worden. Mit Trauer und Entsetzen vernahm er daher aus Leutolds Munde die schreckliche Kunde von dem Untergange des ganzen Hauses. Der unglücklichen Witwe ein Asyl zu öffnen, und den einzig übrig gebliebenen Zweig des stolzesten Stammes zum künftigen Rächer seines Vaters zu erziehen, war ihm ein tröstender, willkommener Gedanke, und so war Frau Adelgunde

und ihr Kind auf eine Weiſe aufgenommen, die ihren Schmerz hätte lindern und erleichtern können, wenn Schmerzen ſolcher Art irgend eine andere Linderung kennten, als die der allmächtigen Zeit.

Die beyden Pilger.

Jahre reihten ſich an Jahre — der kleine Hohenberg wuchs unter fremdem Nahmen bey dem Freunde ſeines Vaters empor, der ſich im Anblicke des Kindes verjüngte, und keine größere Freude kannte, als den Sohn des theuren Verſtorbenen einſt wehrhaft zu machen, und indeſſen durch ſeinen Einfluß, durch ſeine Freunde und Schätze ſo viel als möglich für ihn zu wirken, daß, wenn er einſt aus der ſchützenden Hülle hervortreten würde, die ſchwere Acht, die auf ſeinem Haupte lag, aufgehoben, ſein Landesherr von der Unſchuld ſeines Vaters überzeugt und geneigt ſeyn ſollte, ihm die entriſſenen Beſitzungen wieder zu geben, deren ſich der Ritter von Seuſenburg bemächtigt hatte.

Die Zeit mildert alles; ſie heilet die tiefſten Narben, ſie verwiſcht das Andenken der

ſchmerzlichſten Bilder, ſie entwaffnet aber auch den Zorn, und ſchläfert die raſtloſe Rache ein. — So waren in den Gemüthern der Herzoge von Öſterreich, Friedrich des Schönen, Leopold des Glorreichen und ihrer Schweſter, der Königinn von Ungarn, nach und nach die blutigen Gedanken von Rache und Vatermord verflogen. Vieles konnte nicht ausgeführt werden, weil andere wichtigere Händel und Unruhen die beyden Brüder in ſtete Zwiſte mit Ludwig dem Baier um die Kaiſerkrone ") verwickelt hielten; vieles wurde in milderem Lichte geſehen, ſeitdem der erſte Sturm der Leidenſchaft ſich gelegt, und kein verkappter Eigennutz den gerechten Schmerz der Kinder zu Erreichung niedriger Abſichten mißbrauchte. Der Freyherr von Waldſee ließ keinen dieſer Umſtände außer Acht; und als er glaubte, daß der rechte Zeitpunct eingetreten ſey, machte er ſelbſt eine Reiſe nach Wien, zu Herzog Friedrich dem Schönen, damahls ſchon König der Deutſchen, und erwirkte die Aufhebung der Acht und die Anerkennung der Unſchuld der Hohenbergſchen Häuſer. Ihnen aber die Güter wieder zu geben, ſtand für jetzt nicht in des Herzogs Macht. Ihn ſelbſt riefen ſeine Händel mit ſeinem Gegenkaiſer Lud-

wig weit von seinen Staaten, und der Trotz übermüthiger Vasallen gehorchte damahls nicht immer der Stimme des Rechts und des Gesetzes, wenn gleich der Fürst selbst es aussprach.

Waldsee war indessen auch hiermit zufrieden, und stellte das Übrige mit Vertrauen der waltenden Vorsicht anheim. Er kam auf seine Burg zurück, und die Aufhebung der Acht, die Erklärung seines Pflegesohns als rechtmäßigen Erben des letzten Grafen von Hohenberg sollte an seinem nahen zwölften Geburtstage gefeyert werden. Es wurde ein prächtiges Mahl zubereitet, und eine Menge Edle aus der Nachbarschaft geladen.

Man saß zu Tische; die vollen Becher kreisten umher, und manche Gesundheit war auf das Wohl der beyden Herzoge, auf den erneuerten Glanz des Hohenbergschen Hauses geleert, als man draußen vor dem Schlosse liebliche Töne vernahm, eine Harfe und eine zarte Stimme. Die muntere Gesellschaft ward aufmerksam; man stand auf und trat an's Fenster. Da sahen sie vor dem äußern Schloßthore auf der steinernen Bank zwey Pilger sitzen, deren einer zur Harfe sang. Ein Knappe wurde hinausgesandt, den Sänger in den Saal zu füh-

ren, daß er die Herzen durch seinen Gesang erfreue. Sie traten ein. Ein bildschöner Knabe von ungefähr funfzehn Jahren leitete einen hochgebildeten Mann voll edlen Anstandes, der blind war, und den Hut tief in die lichtlosen Augen gedrückt hatte. Hocherröthend stellte sich der Knabe, als die Blicke aller Gäste sich auf ihn richteten, hinter seinen Vater, als wollte er sich ihnen entziehen. Der Ritter von Waldsee rief ihm freundlich zu, und forderte ihn auf, sie durch seine Kunst zu ergetzen. Da faßte sich der Knabe, leitete den Vater an die Thürschwelle, wo er ruhig stehen bleiben konnte, ging ein paar Schritte vorwärts, und griff sinnend in die Harfe. Liebliche Töne entquollen den erschütterten Saiten; da erhob der Knabe die volle Stimme und fiel mit dem schmelzenden Gesang in die sanfte Weise ein. — Alles horchte vergnügt; und als er schwieg, scholl lautes Beyfallrufen und eine zweyte Aufforderung. Der Knabe begann von neuen; aber dieß Mahl irrte seine Hand lange in den Saiten, als suche sie die tiefsten, traurigsten Klänge. Dann hob das leise Lied sanfter Klage an:

O schönes Licht der Sonne!
Der Lüfte heitres Blau!

wig weit von seinen Staaten, und der Trotz übermüthiger Vasallen gehorchte damahls nicht immer der Stimme des Rechts und des Gesetzes, wenn gleich der Fürst selbst es aussprach.

Waldsee war indessen auch hiermit zufrieden, und stellte das Übrige mit Vertrauen der waltenden Vorsicht anheim. Er kam auf seine Burg zurück, und die Aufhebung der Acht, die Erklärung seines Pflegesohns als rechtmäßigen Erben des letzten Grafen von Hohenberg sollte an seinem nahen zwölften Geburtstage gefeyert werden. Es wurde ein prächtiges Mahl zubereitet, und eine Menge Edle aus der Nachbarschaft geladen.

Man saß zu Tische; die vollen Becher kreisten umher, und manche Gesundheit war auf das Wohl der beyden Herzoge, auf den erneuerten Glanz des Hohenbergschen Hauses geleert, als man draußen vor dem Schlosse liebliche Töne vernahm, eine Harfe und eine zarte Stimme. Die muntere Gesellschaft ward aufmerksam; man stand auf und trat an's Fenster. Da sahen sie vor dem äußern Schloßthore auf der steinernen Bank zwey Pilger sitzen, deren einer zur Harfe sang. Ein Knappe wurde hinausgesandt, den Sänger in den Saal zu füh-

ren, daß er die Herzen durch seinen Gesang erfreue. Sie traten ein. Ein bildschöner Knabe von ungefähr funfzehn Jahren leitete einen hochgebildeten Mann voll edlen Anstandes, der blind war, und den Hut tief in die lichtlosen Augen gedrückt hatte. Hocherröthend stellte sich der Knabe, als die Blicke aller Gäste sich auf ihn richteten, hinter seinen Vater, als wollte er sich ihnen entziehen. Der Ritter von Waldsee rief ihm freundlich zu, und forderte ihn auf, sie durch seine Kunst zu ergetzen. Da faßte sich der Knabe, leitete den Vater an die Thürschwelle, wo er ruhig stehen bleiben konnte, ging ein paar Schritte vorwärts, und griff sinnend in die Harfe. Liebliche Töne entquollen den erschütterten Saiten; da erhob der Knabe die volle Stimme und fiel mit dem schmelzenden Gesang in die sanfte Weise ein. — Alles horchte vergnügt; und als er schwieg, scholl lautes Beyfallrufen und eine zweyte Aufforderung. Der Knabe begann von neuen; aber dieß Mahl irrte seine Hand lange in den Saiten, als suche sie die tiefsten, traurigsten Klänge. Dann hob das leise Lied sanfter Klage an:

O schönes Licht der Sonne!
Der Lüfte heitres Blau!

Du Farbenſchmelz der Au!
Wie ruht mit reger Wonne
Des Menſchen Aug' auf deiner Zier,
Und ſieht ſich nimmer ſatt an dir!

Wohl dem, der dich beſchauen,
An dir ſich letzen kann!
Ihn lacht das Leben an,
Er kann dem Glück vertrauen;
Und raſch und frey, wie's ihm gefällt,
Durchſchreitet er die offne Welt.

Du beſte Himmelsgabe,
Der Augen helles Licht!
Du fehlſt dem Kleinſten nicht,
Du biſt des Bettlers Habe,
Ein Freudenquell, der ewig fließt,
Sich jeden Morgen neu ergießt.

Nur ihm — ihm quillſt du nimmer!
Ihm ſtarb der Schöpfung Pracht;
In ſeine öde Nacht
Strömt nie ein Morgenſchimmer,
Und rings in tiefer Einſamkeit
Umfängt ihn ew'ge Düſterheit.

Ein einzig Band nur ſchlinget
Sich um ſein wundes Herz;
Dieß lindert ſeinen Schmerz,
Dieß iſt's, was Troſt ihm bringet,
Er fühlt der Töne Zaubermacht,
Sie dringen in die ew'ge Nacht.

Er hört der heil'gen Treue,
Der Freundschaft süßen Ton,
Die, gern der Welt entflohn,
Verlassend ohne Reue,
Was sie von eitlem Schimmer beuth,
Sich liebend seinem Glücke weiht.

Ihm Freuden zu bereiten
Auf seinem dunkeln Pfad,
Und wenn ein Schmerz sich naht,
Ihn still vorbey zu leiten,
Nur ihm zu leben, ihm allein,
Und durch sein Glück belohnt zu seyn! —

Sonst wünsch' ich nichts auf Erden,
Mich reizt kein andres Loos;
Nur Ein Schmerz dünkt mich groß,
Der — einst getrennt zu werden! —
Und schaudernd wendet sich mein Blick
Von diesem Schreckensbild zurück.

Er hatte geendet — er lehnte sich mit dem goldlockigen Haupt an die Harfe, und sein Blick ruhte trübe auf seinem Gefährten. Die Gäste saßen stillhorchend; des Gesanges Wehmuth hatte kein Herz verfehlt. Da stand Frau Adelgunde auf — näherte sich dem schönen Harfner, legte die Hand auf sein Haupt und fragte ihn liebreich, woher des Landes, wer sein Vater sey, wohin sie zu pilgern gedächten? Der Kna-

be gab mit edlem Anſtande Beſcheid auf ihre Fragen. Da regte ſich der ältere Pilger; er ſchien unruhig zu werden, er rief den Knaben, und ſagte ihm leiſe etwas in's Ohr. Der Harfner erbath ſich die Erlaubniß, noch ein Lied zu ſingen — er ſang. Da erblaßte Frau Adelgunde, ſie trat haſtig zu dem Knaben, ſie zitterte. „Woher weißt du das Lied, wer hat dich's gelehrt?" „Mein Vater," antwortete der Knabe, und ein finſterer Blick auf Adelgunden begleitete die Antwort. — „Dein Vater?" wiederhohlte Adelgunde mit einem heftigen Zittern. „Um Gottes willen, wer iſt dein Vater? Wer ſeyd ihr, Pilger?" — „Ja, ſie iſt's, ſie iſt's!" rief dieſer, „ſie lebt! O Adelgunde!" — „Ludwig!" ſchrie Adelgunde, und ſtürzte bewußtlos nieder. Man brachte ſie auf einen Sitz; alles drängte ſich um ſie und den Pilger, in dem jetzt Waldſee und mehrere Gäſte den unglücklichen Grafen von Hohenberg erkannten. „Hohenberg! mein Ludwig, mein Sohn!" rief der alte Waldſee, „du lebſt? ich ſehe dich noch vor meinem Tode wieder?" — Er drückte den Wiedergefundenen feſt an ſeine Bruſt. Graf Ludwig fühlte ſich von freundlichen Armen umfaßt, von einer Menge bekann-

ter Stimmen begrüßt; aber er riß ſich los. — „Wo iſt mein Weib? o leitet mich zu ihr!" Da führte ihm Waldſee ſeinen Sohn entgegen. „Hier haſt du einen Führer; es iſt Wilhelm, dein Sohn, dein jüngſter, der einzig Gerettete!" — Das war zu viel Freude für Graf Ludwigs erſchüttertes Herz. Sprachlos, zitternd empfing er den Sohn in ſeine Arme, ſprachlos hielt er ihn lange umarmt, und fühlte mit väterlicher Freude, daß dem aufgeſchoſſenen Jünglinge nicht viel von ſeiner Größe fehlte. Jetzt hatte auch Adelgunde die Augen geöffnet, — ſie blickte um ſich her — ſie beſann ſich, ob kein ſüßer Traum ſie getäuſcht habe, ſie ſah ihren Sohn in den Armen des Pilgers; — kein Zweifel blieb mehr übrig. Außer ſich vor Entzücken und Freude wollte ſie an ſeine Bruſt fliegen; ſie vermochte es nicht — da leitete Frau von Waldſee ſie in die Umarmungen ihres Gemahls und Sohnes.

Als der erſte Sturm der Freude vorüber war, als ſich die Glücklichen zu faſſen vermochten, da ſtrömten tauſend Fragen und Erkundigungen über die beredten Lippen. Graf Hohenberg mußte erzählen, wie er, den man ſeit mehr als zehn Jahren todt geglaubt hatte, ge-

rettet worden, wie er mit dem Knaben hierher gekommen war. „Wo iſt er?" rief er, „wo iſt mein treuer Heinrich? — Der Jüngling war mein Retter aus der Gefangenſchaft, mein Tröſter, mein Freund. Ihm danke ich Freyheit und Leben, ihm die Freude, mein Weib, meinen Sohn, meine Freunde wieder gefunden zu haben. Heinrich! Heinrich! wo biſt du?" Heinrich war nicht im Saale. Man ſandte hinaus, ihn zu ſuchen, denn man glaubte, er ſey mit den Knappen fortgegangen, um ihnen vorzuſpielen; und Hohenberg erzählte indeſſen. — An jenem ſchrecklichen Tage, als er ſich der Überzahl der Feinde nicht mehr erwehren konnte, hatte er ſeine Seele, ſein Weib und ſeine Kinder Gott befohlen, und war, nach einer verzweifelten Gegenwehr, von vielen Wunden durchbohrt, ohne Bewußtſeyn, gefallen. Als er zu ſich kam, fand er ſich in einem finſtern Verließ, und einige Leute um ihn beſchäftigt, ſeine Wunden zu verbinden. Er hörte, daß er im Schloſſe und in der Gewalt des Ritters von Seuſenburg ſey. Die Reiſigen des Ritters, die ſpäter als die Scharen der Königinn Agnes in die verheerte Burg drangen, und raubſüchtig wie jene alles durchwühlten, hatten ſich auf

ihn geworfen, um ihm ſeine Rüſtung zu nehmen; ſie ſpürten noch Leben an ihm, und meldeten es ihrem Herrn. Seuſenburg befahl ihnen, ſich ſeiner zu bemächtigen; ihm ſchien es wichtig, einen ſolchen Gefangenen zu erhalten und zu bewahren. So kam er auf ſein Schloß, und wurde lang in harter und enger Haft gehalten. Seine Wunden heilten langſam. — Das Schickſal der Seinigen, von denen er durchaus nichts erfahren konnte, der Sturz ſeines Hauſes, das Gefühl des erlittenen Unrechts regten die Begier nach Freyheit und Rache in ſeiner Bruſt auf. Er verſuchte mehrmahls, zu entfliehen, und wurde immer entdeckt. Seuſenburg, müde, ſeinen Gefangenen ſo ſorgfältig zu bewahren, verſicherte ſich ſeiner durch ein grauſames, aber unfehlbares Mittel: er ließ ihn blenden. In der tiefen Nacht, die ihn umgab, in der Entſagung auf jede Hoffnung, auf jede mögliche Erlöſung, ergab ſich nach und nach ſein Geiſt in das unabwendbare Geſchick. Er erhielt von dem Mitleid ſeines Kerkermeiſters eine Harfe zur Geſellſchaft, er erhielt ein anſtändiges Gefängniß; man fing an, ſeiner zu vergeſſen, da man ihn nicht mehr zu fürchten

den wäre? Da fuhr er auf, ſah ſie wild an mit ſtarren, thränenloſen Augen, todtenbleich, aber ſchön wie ein Engel Gottes, und antwortete ihr nicht. Sie nahm ihn bey der Hand, und fragte ihn, ob ihm ein Unglück begegnet ſey? ob ſie ihm helfen könne? Wie betäubt, ſah er ſie an, und rief: „Oh! oh! ein Unglück! ja wohl ein Unglück!" Der Frau wurde bange; der Jüngling ſchien ihr unheimlich, verwirrt — ſie ergriff ſeine Hand noch ein Mahl und bath ihn, ſich zu faſſen. Da riß er ſich heftiger los, und floh ſo ſchnell, daß es ihr unmöglich wurde, ihm zu folgen. „Aber," ſchloß ſie endlich — „ich weiß nicht, ob ich mich geirrt habe — es ſchien mir zuletzt kein Knabe zu ſeyn." „Kein Knabe?" fuhr Hohenberg auf, „was ſagſt du? Unglückliche! kein Knabe?" — „Ach, gnädiger Herr!" antwortete die Frau, „als ich ihn am Pilgerkragen feſthalten wollte, und er ſich losriß, da glaubte ich — aber es war nur auf einen Blick — die ſchönſte Mädchenbruſt zu ſehen." Hohenberg erblaßte — Adelgunde zitterte. — „Ein Mädchen?" wiederhohlte er nach einer langen, dumpfen Pauſe. — „O, nun wird mir vieles klar, was vorher unbegreiflich ſchien!

Armes, unglückliches Geschöpf! was wird dein Schicksal seyn?" — Er versank in tiefes, düsteres Sinnen. Auf sein Bitten wurden den folgenden Morgen neue Nachforschungen angestellt; — sie blieben eben so fruchtlos.

Gaſtfreundſchaft.

Viele Monden waren es ſchon, ſeit Herrmann und Agnes ſich regelmäßig alle Wochen ein paar Mahl an der Gartenhecke ſprachen. Aber nun nahete der Herbſt mit ſeinen rauhen Winden, mit ſeinen kurzen Tagen, und ſchmerzlich dachten ſie des kommenden Winters, der den Schauplatz ihrer ſeligſten Stunden zerſtören würde, und ſannen auf Mittel, die Zuſammenkünfte, die ſie ſo glücklich machten, auch künftig fortzuſetzen. Da ging Agnes an einem ſtillen Abende mit ihrer Pflegemutter aus der Veſper zurück. Ein blauer Duft lag über dem Thale — ſchärfer hauchte der Wind, und ſtreute die Eſchenblätter in den Waldſtrom, der ſie ſtrudelnd mit ſich hinweg trug. Noch hatte die Abendglocke nicht getönt, und ſchon dämmerte es in den engen Schluchten, und aus den Fenſtern blinkte hier

und da ein Licht, und die Flamme der Essen, wo das Eisen unterm Hammer glühte, strahlte sichtlicher durch die dunkle Luft. Eine stille Wehmuth bemächtigte sich Agnesens — sie dachte des kommenden Winters, ihrer freudenlosen Einsamkeit, wenn sich kein Mittel fände, Herrmannen öfters zu sehen. So war sie an die Herberge gekommen, die das Stift hier für arme Pilger und Reisende mildthätig erbauet hatte. Auf der steinernen Bank davor saß oder lag vielmehr ein junger Pilger, so bleich und erschöpft, aber auch so schön, daß beyde Frauen unwillkürlich stille standen. Sie traten näher — auf das leise Geräusch öffnete der Jüngling ein Paar schöne blaue Augen, und bath mit fast erlöschter Stimme um einen Trunk Wasser. Agnes sprang schnell in die Herberge, und kam mit einem Becher zurück. Sie reichte ihn dem Jünglinge; aber er war so matt, daß er sich nicht aufrichten konnte. Frau Mechthild unterstützte ihn, Agnes hielt ihm den Becher an die zitternden Lippen; er trank nur einige Tropfen, sank dann mit geschlossenen Augen zurück, und schien, in Erschöpfung zu vergehen. Indessen kamen Leute aus der Herberge; man beschäftigte sich um den Fremdling, brachte ihn endlich hinein, und versprach Frau Mechthil-

den, die ſein Zuſtand lebhaft gerührt hatte, alle Sorge für ihn zu tragen.

Am andern Morgen war ihr erſter Gang, als ſie mit Agnes aus der Meſſe kam, in die Herberge, um ſich nach dem Pilger zu erkundigen. Er trat ihnen in der Thür entgegen — noch immer blaß und matt; aber durch Nahrung und Ruhe merklich geſtärkt, und beklagte ſich nur, daß eine leichte Verletzung am Fuße ihn hindere, ſeine Reiſe noch heute fortzuſetzen. Es war etwas Sonderbares in ſeinen Mienen und ſeinem Betragen; er ſchien ſcheu und verlegen, und ein tiefer Kummer ſeine Seele ſchwerer zu drücken, als die Erſchöpfung ſeinen Körper. Frau Mechthild befragte ihn um ſeine Herkunft, das Ziel ſeiner Reiſe u. ſ. w. Er antwortete wenig, und dieß Wenige widerſprach ſich manches Mahl; aber Trotz des Mißtrauens, das dieſe Reden in der guten Frau erregten, fühlten doch ſie und Agnes ſich unwillkürlich dem ſchönen fremden Jünglinge geneigt, deſſen Anſehen und Betragen keinen gemeinen Stand verkündigte, und den eben dieſer Widerſpruch zwiſchen ſeiner Lage und dem Stande, zu dem er geboren ſchien, anziehend machte. Sie unterhielten ſich lange mit ihm; und als er mit ſchonenden

Ausdrücken auf den unangenehmen Aufenthalt in der Herberge anspielte, sann Frau Mechthild sogleich darauf, dem lieblichen Fremden eine bessere Unterkunft anzuweisen. Dennoch sagte sie nichts; aber im nach Hause Gehen überlegte sie die Sache mit Agnes, die den Vorschlag mit Freuden ergriff. Ein Zimmerchen im Hinterhause, wo der Gärtner, das einzige männliche Wesen in Frau Mechthilds Haushaltung, wohnte, wurde zubereitet, und dann derselbe Gärtner in die Herberge geschickt, um dem Pilger die neue Wohnung anzubiethen. Erröthend und hastig nahm er den freundlichen Antrag an, und sein inniger Dank, seine sichtbare Freude lohnte die gute Mechthild für ihre Gastfreyheit. — Herrmann hatte schon gestern von weiten Agnesen um den Fremdling beschäftigt gesehen; er hörte sie diesen Abend mit lebhafter Theilnahme von ihm sprechen, er hörte, daß Frau Mechthild ihn in ihr Haus genommen. Er wurde finster und trotzig, und verließ Agnes früher als sonst. Unbekannt mit einer Schuld, unbekannt mit ihrem eigenen Herzen, fühlte sie die Verstimmung ihres Gespielen, ohne die Ursache zu errathen, und überließ sich sorglos einer freundlichen Zuneigung, die sie an den fremden Jüngling zog.

Am andern Morgen kein Strauß auf dem Altare — am zweyten — abermahls keiner — und dennoch hatte Herrmann freye Zeit; denn Agnes sah gegen Abend, als sie mit dem Pilger in der Laube saß, das weiße Gewand durch die Bäume des gegen über liegenden Waldes schimmern, und kannte die hohe Gestalt des Freundes nur zu gut. Jetzt fing sie an, ihm zu zürnen, und nahm sich vor, mit ihm zu schmollen.

Der Pilger war nicht viel um seine Wirthinnen; er suchte auffallend die Einsamkeit, er vermied jedes Gespräch, das Bezug auf seine Lage haben konnte, und schien unruhig, daß seine Wunde noch nicht heil genug war, um ihm die Fortsetzung seiner Reise zu verstatten. — Zuweilen kam er in den Garten herab, und setzte sich zu Agnes, und erzählte ihr von fernen Ländern, die er gesehen, von trüben und heitern Tagen, die er schon erlebt, und ein Anstrich von Lebensattheit, der allem, was er sagte und that, eine düstere Farbe gab, flößte dem Mädchen ein zartes Mitleid für ihn ein, und erzeugte den regen Wunsch in ihr, ihn zu erheitern. — Sie sprach dann freundlich mit ihm, sie erzählte ihm wieder — und mehr als Ein Mahl hatte Herrmann, im Dickicht des Wal-

des spähend, sie in solchen Augenblicken belauscht. Am vierten Tage endlich, als sie eben mißmuthig und äußerst verstimmt aus der Kirche kam, wo abermahls kein Strauß zu sehen gewesen war — und trübsinnig an dem Blumengeländer stand — trat der Pilger zu ihr, und indem er mit warmer Dankbarkeit ihrer Güte gedachte, erklärte er, daß er sich im Stande fühle, seine Reise fortzusetzen, und ihre Gastfreyheit nicht länger mißbrauchen wolle. Agnes sah ihn liebreich an, und fragte ihn, warum er denn so schnell fort müßte; sie würden ihn gewiß gern noch länger behalten, und sein Zustand könnte sich verschlimmern. Er faßte ihre Hand und drückte sie herzlich; — aber er bestand mit düsterem Blicke auf seinem Verlangen. Jetzt faßte Agnes Muth; sie hielt seine Hand in ihren beyden, sah ihm theilnehmend in die trüben Augen, und hob an: „Was ist euch, guter Fremdling? welches harte Schicksal verfolgt euch in so früher Jugend? ihr seyd nicht, was ihr zu seyn scheinet!" — Hier überzog lebhafter Purpur die Wangen des Fremden. „Vergebt meine Fragen; sie kommen nicht von unbescheidener Neugier, sie kommen aus einem Herzen, das Theil an eurem Kummer nimmt, und so gern helfen möchte!" Der Jüngling erhob

bey dieſer Rede den geſenkten Blick; er ſah eine Thräne in Agneſens freundlichen Augen, und die ſeinigen brachen mit Macht hervor. Agnes ließ betroffen ſeine Hand fahren — ſie bereuete beynahe, durch ihre Fragen einen ſolchen Schmerz geweckt zu haben — als auf einmahl der Fremde die Arme ausbreitete, und ihr weinend um den Hals fiel. Erſchrocken und beleidigt wollte ſie ihn von ſich ſtoßen; aber er umfaßte ſie feſter, und rief mit jammerndem Tone: „O verſtoßt mich nicht, verſtoßt mich nicht! ich bin eine Unglückliche, ich bin ein Mädchen wie ihr.“ „Ein Mädchen?“ ſagte Agnes langſam, wand ſich ſanfter los, und betrachtete den Pilger zweifelnd — „Ein Mädchen?“

„Ja, ein Mädchen, und ein verlaſſenes, verwaiſtes Geſchöpf, das auf der ganzen Welt niemanden angehört, keinen Freund, keinen Schutz hat!“ Die Thränen der Fremden floſſen von neuen heftig. Agnes breitete nun tief gerührt die Arme aus, ſchloß ſie herzlich an ihre Bruſt, und verſuchte es, ſie zu tröſten.

„Gute Agnes!“ hob die Fremde mit einem tiefen Seufzer an, „glaubt, daß ich gewiß eure Liebe und Güte erkenne; aber was ihr, was die ganze Welt mir ſagen kann, wird meinen Schmerz

nicht lindern, er iſt von zu eigener Art, zu ſeltſam, um Troſtgründen zu weichen. Ich fühle, daß ihr volles Recht habt, Offenherzigkeit von mir zu fordern, darum erlaubt, daß ich euch meine traurige Geſchichte erzähle, und dann urtheilt, ob irgend etwas Irdiſches im Stande ſeyn kann, mich mein Unglück vergeſſen oder verſchmerzen zu machen."

Die Mädchen ſetzten ſich Hand in Hand in die Laube, und die Fremde hob ihre Erzählung an.

Geſchichte der Pilgerinn.

Fern von hier, im Lande Öſterreich über der Enns, dort wo der Albenfluß aus dem Gebirge heraus kommt, ſteht links vom Eingange desſelben die Seuſenburg, hoch auf einem Felſen, mitten auf dem Abhange eines Berges, und beherrſcht die weite fruchtbare Ebene bis gegen das Stift Kremsmünſter hin, das ein paar Stunden davon in einem anmuthigen Thale an der Krems liegt. Dort lebt mein Oheim, der zugleich Schirmvogt des Stiftes iſt; dort war meine Mutter geboren, und von dort aus folgte ſie meinem Vater, dem Ritter von Haslau, auf ſeine Beſitzungen in das Rheinthal. Ich ſah das Licht auf einer hohen Burg, die von der Stirn des jähen Felſens herab ſich in dem mächtigen Strome ſpiegelte. Himmelnahe Gebirge, undurchdringliche Wälder, rauſchende Waldſtröme, eine wilde Na-

tur umgaben mich, aber mir war ſehr wohl in dieſer Gegend; denn meine Kindheit verfloß in heiterer Ruhe, im Schooße der innigſten Liebe, deren Beyſpiel ich an meinen Ältern ſah, und von ihnen erfuhr, ſo, daß in mein Gemüth keine Vorſtellung davon kam, wie es in der Welt außer uns ſo feindſelig zugehen könne. Mein Glück dauerte nicht lange. Mein Vater hatte lange vorher für Herzog Albrecht von Habsburg die Waffen gegen den Grafen Adolph von Naſſau [12]) ergriffen. Als ein Theil der Deutſchen Fürſten den Herzog zum Reichsoberhaupte erwählte, und Adolph von Naſſau in der Schlacht geblieben war, hoffte er ruhig in ſeiner Burg leben zu können. Da verwickelte nach Albrechts Tode ſeine Treue für Habsburg ihn auf's neue in Fehden gegen Heinrich den ſiebenten und ſeine Anhänger im Reiche. Der Kaiſer ließ ihn ächten, unſere Burgen wurden belagert, die Herzoge von Öſterreich, ſelbſt in Unruhen und Kriege verwickelt, verhießen ihm Hülfe; aber ſie kam zu ſpät. O liebe Agnes! fordert nicht, daß ich euch die Geſchichte jener Jahre wiederhohle; genug, mein Vater fiel in der Vertheidigung ſeiner letzten, ſeiner Stammburg, meine Mutter und ich entrannen kümmerlich dem Tode oder

der Gefangenschaft. Auf abgelegenen Wegen, von einem einzigen treuen Diener begleitet, stahlen wir uns durch Wälder und Berge fort in das befreundete Österreich, wo meiner Mutter Verwandte lebten, wo die edlen Herzoge uns Schutz und Entschädigung verhießen. So rauh meines Oheims Gemüth sonst ist, so rührte ihn doch der Zustand, in welchem er seine nächsten Blutsfreunde sah, so sehr, daß seine herzliche Aufnahme einen Schimmer von Trost über meiner Mutter sinkende Tage verbreitete. Der Edelmuth der Herzoge, ihre Verwendung beym Kaiser für die Hinterlassenen ihres treuen Anhängers sicherte mein Schicksal für die Zukunft; aber meine Mutter erlebte die Verbesserung ihrer Umstände nicht. Ein Jahr nach unserer Ankunft starb sie in meinen Armen; mein Oheim wurde zu meinem Vormunde bestellt.

Ich blieb bey ihm; denn ich hatte niemand auf der Welt, dem ich angehörte, als ihm. Er ist der Bruder meiner Mutter. Erlaßt mir manches, was ich sagen müßte, um mich ganz verständlich zu machen. Er ist aber auch einer der mächtigsten Edlen im Lande; seine Reisigen streifen auf allen Straßen [13]), seine Züge halten ihn meistens außer dem Hause, und er kommt nur sel-

ten, aber faſt alle Mahl mit reicher Beute zurück. Dann erhohlt er ſich mit ſeinen Leuten und Nachbarn bey lauten Gelagen, und rüſtet ſich wieder zu neuen Zügen.

Ich ſage euch nicht, was ich für Tage verlebte. Die einſamſten waren meine beſten. Ich hatte auf meines Vaters Burg von einem gelehrten Franzöſiſchen Mönche, den mancherley Verfolgungen aus ſeinem Vaterlande vertrieben hatten, und der bey meinem Vater die Dienſte eines Schloßcapellans verſah, einen Unterricht empfangen, wie ihn nur wenig Männer erhalten. Er lehrte mich fertig leſen und ſchreiben, er las tiefſinnige und angenehme Bücher mit mir, er unterwies mich im Harfenſpielen, kurz, er liebte es, in ſeinen freyen Stunden ſich mit der Ausbildung eines Kindes zu beſchäftigen, das dafür auch mit inniger Dankbarkeit an ihm hing. Guter Pater Euſeb! nie werde ich deiner und deſſen vergeſſen, was ich dir ſchuldig bin! —— Wie wohl that es mir in jener Zeit, wo ich oft Wochen und Wochen auf der Seuſenburg allein lebte, und niemand um mich ſah, als einige Dienſtleute meines Oheims und den alten Burggeiſtlichen, daß ich gelernt hatte, mich mit etwas mehr als Handarbeit zu beſchäftigen. Meine Ta-

ge flossen einförmig, aber ruhig, und nicht ohne stillen Genuß hin, und mit einer Art von Schauder sah ich jedes Mahl den Zug unserer Reisigen wieder kommen. Übrigens war mein Oheim nicht ungütig gegen mich: er übergab meiner Treue und Obsorge sein ganzes Haus; und wenn er nicht daheim war, verehrte man mich als unumschränkte Gebietherinn. Ich konnte thun, was mir beliebte, ich verwaltete das Hauswesen nach meiner Einsicht und Willkür, ich arbeitete, ich las, ich spielte die Harfe; dennoch hatte ich noch leere Stunden übrig, und ich wandte sie an, um theils unter den Landleuten in der Gegend herum zu gehen, und mich nach ihren Bedürfnissen zu erkundigen, theils auf der Burg selbst nach dem Zustande der Gefangenen zu forschen, die mein Oheim auf seinen Streifzügen nach Hause brachte. Es gelang mir manches Mahl, ihr Schicksal zu erleichtern, und diese Beschäftigung brachte einige Abwechselung in mein einsames Leben; aber immer blieb eine unauslöschliche Sehnsucht nach einem Umgange, nach Gefühlen und Erwiederung derselben, wie ich sie auf meines Vaters Burg in seiner und meiner Mutter Liebe gesehen hatte, in meinem Herzen zurück.

Die Seuſenburg iſt groß und feſt. Tiefe Gänge laufen unter der Erde in den Wald und in die Fläche nach verſchiedenen Richtungen aus, mehrere Verließe dienen zur Aufbewahrung der Gefangenen; aber ſo genau ich ſchon den vordern Theil des Schloſſes, den wir um ſeiner weiten Ausſicht auf die Ebene willen bewohnten, mit allen ſeinen Gewölben und Behältniſſen kannte, ſo war ich doch in dem hintern Theile der Burg, die an Bau viel älter, und darum faſt gänzlich verlaſſen war, noch völlig fremd. Es ſchien mir auch, als ſähe es weder mein Oheim, noch ſein Caſtellan gern, wenn ich zuweilen den Wunſch äußerte, auch jene Gemächer zu durchſuchen; und ich ſchwieg daher, obgleich meine Neugier nun um deſto heftiger entbrannte, und meine Phantaſie mir ahndend wunderbare Dinge vormahlte, die ich dort finden würde.

Am Sonntage nach heiligen drey Könige, als mein Oheim eben abweſend war, brach durch die Unvorſichtigkeit eines Knechtes Feuer im Schloſſe aus. Der heftige Sturm vereitelte alle Anſtalten, die ich treffen ließ; und es blieb uns nichts übrig, als, nachdem die Flamme mit Mühe gelöſcht war, den nun ganz unbewohnbaren Theil der neuen Burg zu verlaſſen, und ſo gut ſich's

thun ließ, das alte Schloß zu unserm Aufenthalte zuzurichten. Als der erste Schrecken vorüber war, empfand ich eine Art von Wohlgefallen daran, daß mir der Zufall, so unglücklich er an sich selbst war, dazu gedient hatte, einen alten Lieblingswunsch zu erfüllen, und mich mit diesem Theile der Burg näher bekannt zu machen. Die ersten Tage nach meiner Übersiedelung verstrichen mir angenehm im Durchforschen des halbverfallenen Gemäuers, im Durchwandeln der ungeheueren Gänge und Säle, die, wie die Sage erzählte, noch aus den Römerzeiten herstammten, und ein festes Castell dieser Welteroberer gewesen seyn sollten. Meine Neugier fand nicht viel Befriedigung; alles stand wüst und leer, und trug die Spuren vieljähriger Unbewohntheit. Ich ermüdete endlich, richtete mich in den Gemächern, die mir zubereitet worden waren, ein, und fing meine gewohnte Lebensart wieder an.

Es war eine helle, schöne Winternacht, alles rings umher todt und still in der beschneyten Gegend, in der, von Eis gefesselt, kein Bach rauschte, kein Fußtritt erklang. Ich stand am Fenster der alten Burg, und blickte über ein enges Waldthal hin. Aus dem reinen Schnee er-

hoben ſich die ſchwarzen Fichten mit ihrer weißen Laſt, und bildeten ſonderbare Geſtalten im zweifelhaften Mondesſchimmer. Mein Geiſt verſank in allerley Gedanken, wer wohl ſchon einſt in längſt verfloſſenen Jahrhunderten, vielleicht an eben dieſer Stelle geſtanden ſeyn mochte, wer die erſten Bewohner dieſer Ruinen waren. Da ſchlug plötzlich ein leiſer Ton an mein Ohr; es war Saitenklang, es war eine Harfe, das unterſchied ich deutlich, und ſie wurde gut geſpielt. Ich horchte erſtaunt; denn noch war mir in den vielen Tagen, die ich hier zugebracht hatte, keine Möglichkeit erſchienen, daß außer mir und dem Caſtellan noch jemand hier leben könnte. Denkt euch, wie ſehr meine Verwunderung ſtieg, als jetzt eine volle ſchöne Männerſtimme ſich erhob, und in die Saiten ſang. Mit Vergnügen hörte ich eine Weile zu; endlich verſtummte Geſang und Harfe, und die Nacht ward wieder ſtill wie vorher. Ich blieb noch lange am Fenſter; aber es ließ ſich nichts mehr hören. Am andern Abend verſäumte ich nicht auf meinen Sänger zu horchen; aber er ſchwieg, ſo auch am dritten Abende, und alle meine Nachforſchungen in der Gegend des Schloſſes, wo er wohnen mußte, waren vergeblich. Am vierten Abend endlich ließ

ſich Stimme und Harfe wieder hören; ſie ſang dasſelbe Lied, dann wieder eins, und noch eines, und ihre Töne drangen wunderbar in mein Herz — es lag etwas darin, das alle Tiefen meiner Seele aufregte. Am folgenden Morgen konnte ich mein Verlangen, Kunde von dem Sänger zu haben, nicht mehr bezwingen. Ich ließ den Caſtellan rufen; ich drang mit Fragen in ihn, und erfuhr endlich, daß noch drey unglückliche Opfer in den tiefen Verließen der alten Burg ſchmachteten, deren Gefängniſſe ſo angebracht waren, daß ich ſie Trotz meinen Nachforſchungen nicht hatte finden können. Ich beſtand mit Ernſte darauf, zu ihnen geführt zu werden; und unter dem Verſprechen heiliger Verſchwiegenheit wurde meine Bitte gewährt. Mein Wunſch ward aber nicht befriedigt, es waren Perſonen von Wichtigkeit für meinen Oheim, aber keiner konnte der Sänger der Nacht ſeyn; davon überzeugte mich theils ihre Perſönlichkeit, theils die Lage ihres Aufenthalts.

Ich mußte mich nun entſchließen, mein Geheimniß Preis zu geben, das ich gern bewahrt hätte, um nicht vielleicht den Gefangenen ſeines letzten Troſtes, der Harfe, zu berauben, wenn man erführe, daß er ſich damit Aufmerkſamkeit

und Theilnahme erworben hatte. Die Gutmüthigkeit des Caſtellans, der, wie ich wußte, meines Oheims Befehle nur widerſtrebend befolgte, machte mir Muth; ich erzählte ihm mit Vorſicht — und war ſehr erſtaunt, als der Mann mir ganz unbefangen antwortete: „Ach, habt ihr den ſchon gehört, gnädiges Fräulein? Das iſt der Blinde, der wohnt gleich hier unter euch neben meiner Wohnung.“ Ich fragte nun weiter: und welche Geſchichte vernahm ich!

Ihr werdet in dieſen Gegenden wohl auch von dem unglücklichen Schickſale des Hohenbergſchen Hauſes gehört haben; die Stammburg Hohenberg ſelbſt liegt ja nicht weit von hier im Gebirge. Graf Ludwig, das Haupt der jüngern Linie, war dieſer Gefangene. Als er in der Vertheidigung ſeiner Burg gefallen und für todt gehalten worden war, entdeckten meines Oheims Leute noch Leben an ihm, und brachten ihn nach Seuſenburg. Man pflegte ſeiner mit Sorgfalt, aber ſeine Verzweiflung hätte mehr als Ein Mahl beynahe alle Mühe vereitelt; er wollte nicht leben. Ein grauſames Mitleid band ihm zuletzt die Hände, um ihn vom Aufreißen des Verbandes abzuhalten. Zu welchem Schickſale ſparte dieß Erbarmen ihn auf!

Als die sorgsamste Pflege ihn wieder hergestellt hatte, ertrug er wie ein gebundener Löwe seine Gefangenschaft. Mancher Versuch zur Flucht mißlang. Einmahl brachte Kühnheit und List ihn so weit, daß er sich eine Stunde weit vom Schlosse schon in Sicherheit glaubte. — Ein unglücklicher Zufall verrieth seine Abwesenheit; man setzte ihm nach. Er fühlte sich verfolgt — gleichgültig über den Pfad, den er einschlug, wenn er ihn nur vor seinen Feinden rettete, wagte er einen allzu kühnen Sprung von einer Klippe. Er stürzte; man bemächtigte sich seiner, und schleppte ihn zurück. — Mein Oheim empfing ihn mit schadenfrohem Spotte, und müde, den entschlossenen Helden länger so sorglich zu bewahren, zitternd vor den Folgen seiner Freyheit, ließ er ihn — o Agnes! mich schaudert es auszusprechen — ließ er ihn blenden!

Elisabethens Thränen brachen hervor, und Agnes weinte voll geheimen Grauens mit ihr. — Als sich jene gesammelt hatte, fuhr sie fort: In der Blüthe der Jugend, im Gefühle ungeschwächter Kraft, alles dessen beraubt, was dem Menschen auf der Welt am theuersten ist, von ewiger Nacht umgeben, hülflos in fürchterlicher Einsamkeit, verschlichen langsam und grauenvoll

die Tage eines der edelſten Männer ſeiner Zeit. Ihr wißt nichts von ihm, aber fragt die, welche die Welt und ihre Begebenheiten kennen, um den Nahmen der Grafen von Hohenberg. Ihre Thaten, ihr Edelſinn lebt noch auf vielen Zungen, das Andenken ihrer Wohlthaten in vielen Herzen. Unter ihnen war Graf Ludwig der Beſte und der Unglücklichſte! Von ſeiner Familie hörte er nichts mehr; alle Nachrichten, die er durch die Theilnahme des Caſtellans erhalten konnte, beſtätigten den Gedanken, den er gleich im Anfange gefaßt hatte, daß alles in dem brennenden Schloſſe umgekommen war.

Das war es, was ich vom Caſtellan, und ſpäter von Hohenberg ſelbſt, erfuhr; aber nun brannte ich auch vor Verlangen, den edlen Unglücklichen kennen zu lernen. Meines Vaters trauriges Geſchick machte mich zu ſeiner Verwandten, zu ſeiner Tochter; ich dachte mir ihn wie dieſen, ich lieh ihm meines Vaters Züge und Geſtalt, und ich konnte die Stunde nicht erwarten, wo ich ihn ſehen, und an dieſem Fremden das thun wollte, was mein trauriges Schickſal mich gehindert hatte, dem eigenen geliebten Vater zu erweiſen. Obwohl ich mir ihn nun nicht anders, als wie einen betagten Mann vorſtellte,

ſo hielt mich doch eine gewiſſe Scheu und die Furcht, einen üblen Eindruck auf ihn zu machen, wenn er mich als die Nichte ſeines Feindes kennen lernte, ab, mich in meiner wahren Geſtalt vor ihm zu zeigen. Ich ließ mir Knabenkleider bringen, und war ein Neffe des Caſtellans. So wurde ich von ihm zu dem Gefangenen geführet. Wir betraten ein helles, reinliches Zimmer, das Herz ſchlug mir ein wenig; der Gefangene ſaß an einem Tiſche, den Kopf in beyde Hände gelegt. Auf das Geräuſch, das wir machten, richtete er ſich auf, und trat dem Caſtellan entgegen. Ach, Agnes! wie ward mir, als ich, ſtatt eines bejahrten, von Alter und Kummer gebeugten Unglücklichen, eine der ſchönſten Geſtalten, die ich je geſehen, in der vollen Reife männlicher Kraft, voll Anſtand in jeder Bewegung und mit Zügen erblickte, denen, um jedes Herz zu gewinnen, nur der ſprechende Ausdruck der Augen fehlte, die hier, ach! auf ewig geſchloſſen waren! Ein Beben ergriff mich — mein Herz ſchlug hörbar, die Sprache verſagte mir, als der Caſtellan mich ihm als ſeinen Neffen vorſtellte, der künftig die Sorge für ihn übernehmen werde. — Nie werde ich dieſes Augenblicks vergeſſen! O Agnes! er hat über mein Leben

entſchieden! Mit ſanfter Würde redete er uns an, und der Ton dieſer Stimme, der früher ſchon den Weg zu meinem Herzen gefunden hatte, wiederhallte jetzt in allen Tiefen desſelben. Ich verſtand nicht ganz, was er zu dem Caſtellan ſprach; denn meine Seele war in meinen Augen, ſie hing an der anmuthigen Bewegung der feinen Lippen, an dem freundlichen Zuge, der ſie umſchwebte, an den blüthenweißen Zähnen, die unter dem dunkelbraunen Knebelbarte hervorblickten. Jetzt wandte er ſich an mich, er dankte mir für meinen guten Willen, und ſuchte mich mit freundlicher Herablaſſung aufzumuntern; denn mein Verſtummen mochte ihm Wirkung der Schüchternheit ſcheinen. Nun kam mir Faſſung und Sprache wieder, ich antwortete ihm — er war zufrieden mit meiner Antwort; das Geſpräch wurde lebhafter, ich fühlte, daß das, was ich ſagte, ihm nicht unbedeutend ſchien. Als der Caſtellan gehen und mich mit ſich nehmen wollte, faßte er meine Hand, und legte mir ſeine Rechte auf das Haupt, gleichſam um zu urtheilen, wie groß, wie alt ich ſeyn mochte. — Heinrich, ſagte er dann, ich glaube, wir werden uns gut vertragen. Dein Vetter hat mir manche wichtige Gefälligkeit erzeigt; ich danke ihm nun

eine neue, die Bekanntſchaft mit dir. — Komm oft, mein Kind, ſo oft du kannſt, und denke, wenn du auch einige Mühe mit einem Blinden haſt, daß das Bewußtſeyn, die dunkeln Tage eines Unglücklichen zu erheitern, dir vielleicht einſt eine frohe Stunde machen wird. Bey dieſen Worten, die er ernſt, aber ohne Klage ſprach, füllten meine Augen ſich mit Thränen; ich zog ſeine Hand an meine Bruſt, und drückte ſie feſt. — Er ließ es geſchehen, indem er mit einem leichten Druck meine unendliche Rührung beantwortete; dann winkte er mit der Hand, und entließ uns.

Wie mir nach dieſer Unterredung war, kann ich euch nicht beſchreiben. Tag und Nacht ſchwebte Hohenbergs Bild vor mir, und der Entſchluß, ihm mein Leben zu weihen, mich ganz für ihn hinzugeben, verwebte ſich ſo in alle Fäden meines Herzens, als wäre er ein angebornes Gefühl. Zugleich aber regte ſich eine kleine Eitelkeit in mir. — Ich hatte gefühlt, daß er mich als ein untergeordnetes Weſen behandelte; und das war mir unangenehm. Ich wollte nicht bloß ſein Diener, ich wollte ſein Freund werden, bis irgend eine günſtige Wendung des Schickſals mir erlauben würde, ſeine Freundinn zu ſeyn. Täglich kam ich nun ein auch zwey Mahl zu ihm;

ich brachte ihm seine Speisen, ich erzählte ihm die Vorfälle im Schlosse, in der Gegend. Bald gingen diese Gespräche auf anziehendere Gegenstände über. Er hörte, daß ich die Harfe spielte, ich mußte sie bringen, wir spielten zusammen, wir sangen; seine Lieder waren meistens dunkle, düstre Klagen, Ausbrüche seines schmerzlichen Gefühls. Ich las ihm vor, ich erzählte ihm, was ich, ohne mich zu verrathen, erzählen konnte. Nach und nach war ihm der gute Heinrich wichtig, er war ihm unentbehrlich geworden, und ich hatte die erste Stufe meines Glückes erreicht; denn ich fühlte, daß sein herablassendes Wohlwollen in Achtung und Freundschaft überging.

Meine Einbildungskraft war geschäftig, stets neue Zerstreuungen zu erfinden, deren der unglückliche Freund in seiner Lage zu genießen fähig war. O Agnes! welche Seligkeit, einem Geliebten, und einem unglücklichen Geliebten zum Troste zu leben! — Mein inständiges Bitten, meine heiligsten Versprechungen erhielten mir endlich vom Castellan die Erlaubniß, meinen Gefangenen, als der Frühling kam, als die erwachende Natur jedes fühlende Geschöpf zu Freyheit und Lebensgenuß rief, einmahl — zum

erſten Mahl nach mehr als zehn Jahren, in d[illegible] Schloßgarten, der eine freye Ausſicht über d[illegible] Ebene hat, zu führen. Nur als ich meiner Sa[illegible]che gewiß war, ſchlug ich ihm den Spaziergang vor. — Die ungehoffte Freude machte ihn ſtumm, eine ſichtliche Röthe flog über ſein blaſſes Geſicht; dann breitete er die Arme aus. „Heinrich! guter, lieber Junge!" rief er, indem er mich an ſeine Bruſt ſchloß, und einen Kuß, den erſten, den ich von einem fremden Mann erhielt, auf meine Stirn drückte: „Wie viel bin ich dir ſchuldig! O komm, komm, laß uns ſchnell von dem Glücke Gebrauch machen!" Er faßte meine Hand, ſie zitterte — ein Sturm hatte in ſeiner Umarmung mein Innerſtes aufgeregt — meine Thränen ſtürzten — er hörte mich weinen. — „Was iſt dir, mein Heinrich, mein Sohn?" rief er mit ſeelenvollem Tone, „was bewegt dich ſo ſehr? Haſt du ein Unglück? vertraue es deinem Freunde!" Er ſchlang von neuen ſeinen Arm um mich — da überwältigte mich mein Gefühl, ich ſank an ſein Herz. „Eure Freude iſt's, die mich rührt," rief ich; „o ich bin unausſprechlich ſelig, daß ich ſie euch verſchaffen konnte!"

Wir gingen nun. Als die freye Luft sein Gesicht umspielte, als er den lebenden Hauch Gottes in den Bäumen rauschen hörte, der Duft von frischem Grase und Blumen seine Brust schwellte, da sah ich ein kindliches Entzücken sich in seinen Zügen mahlen; er breitete die Arme aus, er sank auf ein Knie nieder — er bethete. O Agnes, welch ein Augenblick! — Als er sich erhoben hatte, trat ich zu ihm, und faßte seine Hand wieder, ich leitete ihn überall herum; dann setzten wir uns, um keinen Verdacht zu erregen, im Angesicht des Schlosses auf einen Rasensitz, über den ein frischbelaubter Kastanienbaum leichte Schatten streute, und der Frühlingssonne milder Strahl auf den edlen Zügen des Geliebten spielte. — Ihm war so wohl — er schien so glücklich! und es war mein Werk!

Ihr seht, Agnes, wie grausam getreu mein Gedächtniß alle diese Züge aufbewahrt. Laßt mich jetzt kurz seyn; denn die Erinnerungen sind zu schmerzlich. Hohenberg hatte damahls gewiß keine Ahndung davon, daß das Wesen, welches sich so geschäftig um ihn bemühte, von einem andern Geschlechte, und das, was es für ihn empfand, etwas anderes als Mitleid, und eine Art kindlicher Zuneigung sey. Ich ward nach und

nach ſein Vertrauter — ich hörte von ihm abgeriſſene Züge aus ſeinem frühern thatenvollen Leben. Wie ſo manchem Edlen unſerer Zeit, verging auch ſeine Jugend unter ſtäten Kämpfen und Fehden, um ſein Eigenthum, die Ruhe ſeiner Burgen zu ſichern, und fremde Anmaßungen kraftvoll abzuwehren. Er hatte geliebt, das Mädchen ſeiner erſten Liebe war ihm entriſſen worden; an ſeine Gattinn banden ihn zwar nur Dankbarkeit und Achtung, dennoch ſchmerzte ihn ihr Verluſt, indeß er ſeines erſten Verhältniſſes mit ganz anderer, tieferer Rührung dachte. Ihr könnt leicht denken, Agnes, welchen Eindruck ſolche Geſpräche aus ſolchem Munde auf mich machen mußten. Jedes derſelben ward zum neuen Bande, mich unzerreißbar an ihn zu ketten; ich fühlte, daß ich nicht mehr ohne ihn leben könnte, und ich beſchloß, mich und ihn zu retten. Die lange Abweſenheit meines Oheims, der Friedrich dem Schönen mit ſeinen Leuten die Heeresfolge gegen Ludwig den Baier leiſtete, gab mir freyen Raum; und ich entwarf den Plan, Hohenberg zu befreyen, und mit ihm zu fliehen. Es wird euch gleichgültig ſeyn, die Zurüſtungen und Maßregeln zu hören, die ich traf, um unſere Flucht möglich zu machen. Obgleich ſeiner

Augen beraubt, obgleich durch vieljährige Gefangenschaft gebeugt, strebte doch sein Muth bey dem ersten Scheine von Möglichkeit, befreyt zu werden, rasch empor; er wußte, daß er noch mächtige Freunde hatte, er rechnete auf sie, auf die Unschuld seiner Sache, und die Gerechtigkeitsliebe des Herzogs, wenn es ihm nur gelänge, diese Unschuld zu beweisen.

Eine Krankheit des Castellans, während welcher ich den Gefangenen allein zu pflegen und zu besorgen hatte, die Gewohnheit, uns oft durch ganze Stunden auf Spaziergängen im Garten und endlich sogar im Walde zu wissen, von denen wir jederzeit pünctlich zurück kamen, endlich am meisten der Umstand, daß man so gar nichts von dem Unglücklichen zu fürchten zu haben glaubte, erleichterte unser Vorhaben, und wir setzten es glücklich in's Werk. Ich schildere euch Ludwigs Entzücken nicht, als er sich endlich frey und vollkommen in Sicherheit wußte. Sein Sinn war nun zuerst auf einen seiner ältesten und verläßlichsten Freunde gerichtet, einen Ritter von Waldsee, der ein Waffenbruder seines Vaters gewesen war, und ihn stets mit väterlicher Liebe behandelt hatte. In Pilgerkleidern mit der Harfe durchzogen wir das Land.

Niemahls, Agnes, und wenn ich das Unglück hätte, recht lange zu leben, und wenn längst jede andere Regung in mir erstorben seyn wird, werde ich die wenigen Tage vergessen, in denen ich die Seligkeit des Himmels genoß. Ich allein mit ihm — sein Alles, seine einzige Stütze, seine Führerinn, seine Erhalterinn! Mit einer Wärme, die beynahe zu groß für Dankbarkeit, zu lebhaft für Freundschaft war, nahm er auf, was ich freudig für ihn that, und erwiederte mein reges Gefühl mit eben so lebhafter Empfindung. Manches Mahl schien es mir sogar, als hätte er mein Geheimniß errathen, als ahnde er, wer ihn begleite; es lag eine achtungsvolle Zartheit, etwas Scheues in seinem Betragen, und bey der erhöhten Wärme seiner Neigung für mich, bey unserem seltsam rührenden Verhältnisse verbreitete diese Stellung unserer Gemüther einen unbeschreiblichen Zauber über unsere Verbindung, unsere Seelen schmolzen fest und ganz in einander.

Hohenbergs treues Gedächtniß, seine lebhafte Phantasie, bezeichnete mir die Wege zu Waldsee's Schloß, die Gegend umher, die Ansicht der Burg so richtig, daß ich nicht fehlen konnte. An einem schönen Sommertage trat ich mit Ludwig

aus den kühlen Schatten des Buchwaldes, der den Abhang eines ziemlich hohen Berges bedeckte. Da ſtanden in einiger Entfernung, hinter Bäumen und Büſchen halb verſteckt, die oft beſchriebenen Thürme und Zinnen vor mir. — Es war Waldſee's Schloß; und ich verkündete es meinem Gefährten. Hocherfreut vernahm er dieſe Bothſchaft; ich mußte ihm nun alles beſchreiben, was ich erblickte, jeder Zug ſchien ſeine Freude zu vermehren, mit jedem ein Moment aus ſeiner ſchönen glänzenden Jugend vor ihm lebendig zu werden. „O du mein Auge, mein Glück, meine Welt!" rief er, indem er mich entzückt an ſeine Bruſt ſchloß, „nun iſt der Augenblick gekommen, wo ich deine unendliche Liebe zum Theile werde vergelten können; dann — dann ſoll uns nichts mehr trennen!" Ich glaubte zu verſtehen, was er mir ſagen wollte; ich ſchloß ihn — zum erſten Mahl, ſeit wir uns kannten, eben ſo freymüthig an die meinige. Was hatte ich zu fürchten? Der Augenblick der Erklärung war nahe, und nichts — nichts — ſo riefen tauſend Stimmen in meinem Innern, im Einklange mit ſeinem Wunſche — nichts ſoll uns mehr trennen! O welches elende Spielwerk iſt der Menſch in der Hand des allmächtigen Geſchicks!

was ſind ſeine Entwürfe, ſeine Hoffnungen! — Wahn! — ſeliger — ſchrecklicher Wahn! Alles — alles iſt zu trennen auf der Erde! und endlich ſtehen die Todten aus ihren Gräbern auf, um unſere Erdenſeligkeit hinab zu reiſſen.

Hier hielt Eliſabeth inne. Ein unendlicher Schmerz ſchien ihre Bruſt zu ergreifen. Sie breitete die Arme aus, ſie ſchöpfte tief auf Athem, und aus den gegen den Himmel gerichteten Augen ſtürzte ein neuer Thränenſtrom. Agnes fühlte ſich von theilnehmenden Empfindungen beklemmt — aber ſie wagte es nicht, ihre Freundinn anzureden. „O Hohenberg! Hohenberg!" rief Eliſabeth nun mit zerreiſſenden Tönen, „warum haben wir uns gefunden, um auf ewig getrennt zu ſeyn!"

Sie ſchwieg wieder — ſie ſchien ſich faſſen zu wollen. Lange hielt das tief erregte Gefühl ihre Bruſt in heftiger Bewegung; endlich entfloß ihr Schmerz in milderen Thränen. Sie ſammelte ſich und fuhr fort: Es war mein Vorſatz, mich ihm nun bald zu entdecken; denn ich erkannte wohl, daß es mir nicht lange mehr gelingen würde, meine Rolle zu behaupten. Sobald wir auf Waldſee's Schloß angekommen ſeyn würden, ſobald die Umgebung mehrerer,

ihm treuer Menſchen meine Sorge für ihn vermindern, und mir erlauben würde, die Entfernung von ihm zu beobachten, die der Wohlſtand mir zur Pflicht machte, wenn ich mein Geſchlecht geſtand, ſollte er erfahren, wer ich war.

Mit dieſen ſchönen, frohen Hoffnungen gingen wir Hand in Hand der Burg zu. Es ſchien, als werde eben ein feſtlicher Tag dort begangen. Muſik tönte uns entgegen, und alles regte ſich in froher Bewegung. Wir ſetzten uns auf einer Bank am äußerſten Schloßthore nieder. Ich nahm meine Harfe, ſpielte und ſang. Da erſchienen ſogleich einige Knechte und Reiſigen, ſammelten ſich um uns und horchten. Bald darauf trat ein feſtlich geputzter Knappe aus dem Thore, und rief uns hinauf, um vor den Gäſten zu ſpielen. Das war's, was Hohenberg gewollt hatte. Raſch ſprang er auf; ich ſah alle Bewegungen ſeiner Seele wechſelnd und ſchnell ſich in ſeinen Zügen mahlen. Wir folgten dem Knappen und traten in den Saal. Es war eine große Menge Gäſte anweſend. — Am obern Ende der Tafel ſaß ein ehrwürdiger Greis zwiſchen einem ſchönen Knaben und einer blaſſen Frau von mittleren Jahren. Eine höchſt unangenehme Empfindung überfiel mich bey Erbli-

ckung dieſer Frau, und eine ſeltſame Gewalt heftete mein Auge unabläſſig auf ſie, wenn ich es voll innerer Abneigung abwenden wollte. Ludwig blieb in der Thür ſtehen, den Hut tief in's Geſicht gedrückt; ich trat vor, nicht ohne Beklemmung, ſtimmte meine Harfe, und ſang ein fröhliches Trinklied. Es gefiel; man erſuchte mich um ein zweytes Lied. Ich ſang eines, das ich ſelbſt gedichtet hatte, das Anſpielungen auf meine Empfindungen verrieth. Ludwig ſelbſt hatte es nie gehört; es ſollte ihn auf das vorbereiten, was ich ihm nun bald entdecken wollte. Dieſer Geſang hatte alle gerührt; denn ich ſelbſt fühlte mich tief dabey bewegt. Man ſtand auf, man umringte und befragte mich um mein und meines Vaters Schickſal. Dafür hielt man Hohenbergen. Beſonders ſchien die Frau, die mir ſo widrig vorkam, ſehr vielen Antheil an uns zu nehmen. Sie ſprach mit mir, und ich ſah, daß Hohenberg unruhig darüber wurde; er rief mich zu ſich, und bath mich, ein gewiſſes Lied zu ſpielen, das ich von ihm gelernt hatte. O warum gehorchte ich ſeinen Bitten! Ich nahm die Harfe wieder mit einem geheimen Schauer; es kam mir alles ſeltſam, unheimlich vor. — — Da trat die blaſſe Frau heftig auf mich zu:

„Woher kennst du das Lied?" rief sie, „wer ist dein Vater?" — In demselben Augenblicke hörte ich Ludwigs Stimme, der — „Adelgunde! mein Weib!" — rief, und die Arme nach ihr ausbreitete. Himmel und Erde vergingen vor meinen Augen.

Während des Gewühls der Freudetrunkenen entfloh ich. Was aus mir ward, wie ich die Treppe hinab in den Wald kam, weiß ich nicht. Am Ufer eines Wildbaches fand ich mich bey Sonnenuntergang wieder. Die Harfe lag zertrümmert neben mir. So zertrümmert war auch mein ganzes Wesen.

Seit dem sind mehrere Wochen langsam, schrecklich vergangen. Zu Fuße, ganz allein, habe ich mich durch Wälder und Berge, durch öde, unbekannte Gegenden bis hierher zu euch geschleppt. Was in dieser langen Zeit in meinem Gemüthe vorgegangen, könnt ihr leichter denken, als ich euch sagen. Mehr als Ein Mahl war der Gedanke, einem verbitterten, lastenden Daseyn ein Ende zu machen, und so auf einmahl den Qualen der Gegenwart und einer unabsehlichen Zukunft zu entgehen, so lebhaft in mir, daß nur unbegreifliche Zufälle mich abhalten konnten, ihn auszuführen. Aber Gott hat mich

nicht so tief sinken lassen. — Jedes Mahl, [illegible] Augenblicke der schwärzesten Verzweiflung, [illegible] wand irgend ein Hinderniß mir den entsetzlich[illegible] Entschluß, bis endlich die Mutter Gottes [illegible] meiner erbarmte, und ich vor ihrem Altare d[illegible] Ruhe und Fassung fand, die es mir mögli[illegible] macht, mein Leben zu ertragen. Ihr habt doc[illegible] wohl schon von dem Gnadenbilde gehört, da[illegible] dort tief hinein in den höchsten Bergen verehrt wird? Es wallfahrten viele Pilger dahin, auch mir war es schon früher bekannt gewesen; aber in der letzten Zeit, wo mein Herz zuerst von so viel irdischen Freuden, und dann von so wilder Verzweiflung erfüllt war, hatte ich es ganz aus dem Sinne verloren. An einem Abende, als es eben recht düster in mir war, trat ich nach einem schwülen Sommertage aus dem Waldgebirge heraus in ein freundliches Thal. Da lag plötzlich der helle Spiegel eines schönen Sees vor mir [14]). Die untergehende Sonne zitterte in schimmerndem Golde über seiner Fläche, seine Wellen waren so klar, die Berge und Wälder hingen umgekehrt in der hellen Fluth, und der blaue Himmel in seiner Tiefe schien, mich freundlich an sich zu locken. O in dem kühlen dunklen Grunde sollte mir so wohl werden, so leicht!

da ſollte mein brennender Schmerz ſich kühlen! Ich ſtand am Geſtade; eine unüberwindliche Begierde, mich hinab zu ſtürzen, ergriff mich, es war, als riefen mich freundliche Stimmen aus der Tiefe. Ich trat näher, ich ſtieg auf einen hervorragenden Stein, der über's Waſſer hing — einen Sprung — ſo war ich meiner Qual los! —— Da ſcholl plötzlich ein Schrey aus dem nahen Gebüſche. „Mutter Gottes, Maria Zell!" rief eine Frau und ſtürzte an's Ufer, wo ihr Kind mit der Angelſchnur geſpielt, und ſich zu weit an's Waſſer gewagt hatte, ſo, daß es die Wellen ergriffen und trugen. Auch ich ſprang hinzu — wir brachten den Kleinen glücklich an's Land. Die Frau dankte mir mit heftiger Rührung; ach, die Mutterliebe hieß ſie, den kleinen Dienſt ſo hoch anrechnen! Aber noch innigerer Dank war der heiligen Jungfrau geweiht, die in dieſem Augenblicke ſichtlich über ihren Sohn gewacht, gerade als noch Rettung möglich, die Augen der Mutter auf ſeine Gefahr gelenkt, und den fremden Pilger herbeygeführt hatte, ihr Kind aus den Fluthen zu ziehen! Mein Gemüth war tief erſchüttert; — die wunderbare Art, mit welcher zwey Menſchen vom Waſſertode gerettet waren, ergriff meine Seele, und die Erzählun-

gen der Fischerinn von den Wundern des Gnadenbildes, von so viel Kranken, von so viel Unglücklichen, die bey ihm Heilung oder Trost gefunden hatten, vollendeten den Eindruck, den der Vorfall am Erlaphsee gemacht hatte. Ich sah einen Lichtstrahl in meine Nacht fallen, meine dumpfe Verzweiflung machte der Aussicht auf eine mögliche Ruhe der Seele Platz; ich wendete mich mit meinen Schmerzen zu der, die weit mehr gelitten, als ich. Die Fischerinn behielt mich in ihrer Hütte. Ich durchweinte die Nacht; es waren die ersten sanften Thränen seit meiner Flucht aus Waldsees Schloß. Ich gelobte der heiligen Jungfrau einen kostbaren Anzug, von meiner eigenen Hand gestickt, und wo möglich jährlich eine Wallfahrt, wenn sie meine Seele von der pressenden Last befreyen wollte, die wie das Andenken eines Mordes auf mir lag. Am andern Tage bath ich die Fischerinn, mir den Weg nach Maria Zell zu weisen. Sie that es gern. Wir machten uns früh auf; die Nebel stiegen dampfend aus den Thälern, die Sonne, der Zeit nach schon über dem Horizont erhoben, begrüßte noch kaum die Gipfel der Berge, nach und nach fiel erst ihr Strahl in die tiefen Gründe. Wir gingen durch den

thauenden duftenden Wald, der Morgen wurde immer heiterer; und wie wir uns dem Gnadenorte näherten, ſchien auch meine Seele ſich ſanftern Gefühlen zu öffnen. Jetzt bog der Weg um eine Bergecke, und wir traten aus dem Walde heraus. Da lag im Glanze der Morgenſonne ein fruchtbares Thal vor uns, und rechter Hand auf der Hälfte des himmelanſteigenden Berges ſtrahlten uns die Thürme der Kirche entgegen. O Agnes! ich kann euch nicht beſchreiben, welche Hoffnungen, welche lange entbehrten Tröſtungen mich umfingen! Die Fiſcherinn verließ mich hier, und ich ſetzte meinen Weg allein durch die wildſchöne Gegend unter ſanften Thränen fort. Dort war mein Heil, meine Rettung; das fühlte ich beſtimmt. Die Sonne ſtieg nun höher, ſie trank den Thau vom Graſe, der wie Rauchwolken empor ſtieg; ſo trockneten meine Thränen von der Zuverſicht auf Hülfe, ſo ſtieg mein brünſtiges Gebeth empor.

Aus der düſtern Kirche ſtrahlte das Gnadenbild, von einer Menge Lampen und Kerzen umflammt, mir wie der Thron Gottes entgegen. Ich warf mich nieder auf die Kniee, ich goß mein gepreßtes blutendes Herz vor der Himmelskönigiinn aus, und fühlte mich merk-

lich erleichtert. Mit gefaßterem Gemüthe ſtand ich auf, und beſchloß, meine Beicht zu verrichten, und mich mit reuevoller Zerknirſchung aller meiner Schuld anzuklagen. Ein ehrwürdiger Greis hörte mich liebreich an, er verwies mir meine allzu leidenſchaftliche Anhänglichkeit an irdiſche Gegenſtände, meine Verzweiflung — dann richtete er mich mit himmliſchem Troſt auf, und reichte mir das Abendmahl. Jetzt ſchien auch der letzte dunkle Schatten aus meiner Seele zu ſchwinden; ich fühlte mich neugeboren, geſtärkt. Ich empfand wohl, daß die Wunde meines Herzens nie heilen, daß ich, was ich heiß gehofft, und nun ganz verloren hatte, nie würde vergeſſen können; aber die finſtere Verzweiflung war verſchwunden, Ruhe und Ergebung kamen in meine Seele, und ich traute mir die Kraft zu, ein freudenloſes Daſeyn zu ertragen.

Den Tag brachte ich zu, um Alles an dem heiligen Orte zu beſehen, und meine Andacht in jeder Kapelle, an jedem heiligen Quell zu verrichten. Abends entſchlief ich zum erſten Mahl ſeit langer Zeit ruhig, und ein ſeltſamer Traum bewegte meine Seele: Ich befand mich mit Hohenberg im Walde bey Seuſenburg, ich leitete ihn wie einſt, der Weg wurde immer ſchlechter,

ſteiniger, ich verdoppelte meine Sorge, ihn ſicher zu führen, er dankte mir gerührt, wie er ſonſt wohl zu thun pflegte; aber ſein Wohlwollen goß nicht mehr die reine Freude in mein Herz, die ich in jenen ſchönen Tagen empfunden hatte, es lag etwas Schmerzliches im Grunde meiner Seele — das Gefühl meiner wahren Lage, das ſich mit den Bildern des Traumes vermiſchte. Es war mir, als dürfe ich ſeine Liebkoſungen nicht annehmen; mein Herz wurde ſo beklemmt. Da fing ich an zu weinen, ſo heftig, ſo ſchmerzlich, daß mir war, als müſſe ich mich in Thränen auflöſen — als glitte ich in einer Ohnmacht hin. Hohenbergs ſüße Stimme erweckte mich zum Bewußtſeyn; er hielt mich umfaßt, ich ſah ihn an: — welche Veränderung! Sein Auge, groß und blau, blickte mich mit unbeſchreiblicher Zärtlichkeit an, reiche braune Locken ſchmiegten ſich um die freye gewölbte Stirn, erhöhten das ſanfte Roth der Wangen, und ſchmückten das jugendliche Kinn. So mußte er in ſeiner Jugend ausgeſehen haben. — Ich wollte betroffen zurücktreten; da umſchlang er mich feſter, und ſagte mir tauſend ſüße ſchmeichelnde Worte. Ich war ſo ſelig — ſo ganz und gar beglückt! Auf einmahl wurde es dämmernd um uns — die ſchöne

Geſtalt fing an zu erblaſſen, ſie wich in Nebel zurück, ſie zerfloß halb in Luft, und ſchwebte nun wie ein Schatten immer weiter, immer weiter von mir weg. Mit unendlichem Schmerzen folgte ich ihr, ich beſtrebte mich ängſtlich, ſie feſt zu halten; aber ich griff in leere Luft und nichtige Nebel. So eilte ich lange, lange mit bang klopfendem Herzen ihr nach. Da veränderte ſich wieder die Anſicht. Es war nicht mehr Hohenbergs Geſtalt, der ich nacheilte; ich ſah mich auf einer großen Wieſe voll bunter Blumen. Eine davon, die ſchönſte, glänzendſte, war das Ziel meiner Beſtrebungen; aber ich war nicht allein. Ein junges Mädchen in Nonnentracht lief mit mir der Blume zu; wir ſtrebten beyde aus allen Kräften, ſie zu erreichen. Endlich war ich ganz nahe; ſchon ſtreckte ich die Hand aus, aber die Nonne war ſchneller als ich, ſie brach die Blume — es war mir, als bräche mein Herz bey dieſem Anblicke, und wie ich ſie anſah — ſo war es keine Blume mehr, ſondern ein ſchwarzes Kreuz mit weißer Einfaſſung, wie es die Ritter des Deutſchen Ordens zu tragen pflegen. Ich brach in Thränen aus, und erwachte, ganz benetzt von meinen Schmerzen.

Ich werde den Traum in meinem Leben nicht vergeſſen; und darum erzähle ich ihn euch. Vielleicht kann ich, wenn ich nicht mehr um euch bin, euch zuweilen Nachricht von mir geben; dann ſollt ihr ſelbſt ſehen, daß meine Ahndung mich nicht täuſchte. — Ich weiß nicht, was mir bevorſteht; daß es aber nichts Fröhliches iſt, und daß das Schickſal, welches mich ſeit meiner Kindheit verfolgte, nicht von mir ablaſſen wird — iſt wohl ſehr wahrſcheinlich.

Den kleinen Reſt meiner Geſchichte wißt ihr ſelbſt. Von Maria Zell beſchrieb man mir den Weg hierher; ich verfehlte ihn, verirrte mich in den Gebirgen, verletzte meinen Fuß im hinunter Steigen über einen ſteilen Hügel, als ich endlich von der Höhe herab die Straße erblickte, und kam erſchöpft und mühſam in der Herberge an, wo eure Güte mich freundlich aufnahm.

„Und was denkt ihr nun zu thun, Eliſabeth? O bleibt bey uns, legt dieſe Kleider ab, und nehmt mit unſerem kleinen Haushalt vorlieb!“ ſagte Agnes, ergriff die Hand der Fremden, und drang mit freundlicher Überredung in ſie. Gerührt dankte ihr dieſe; aber ſie ſchlug es ab. Ihr Vorſatz war, ſich zu einer Baſe ihrer Mutter zu begeben, die in dem Frauenſtifte zu

Mödling [15]) als Äbtiſſinn lebte. Bey dieſer frommen Frau wollte ſie ſich aufhalten, bis nach und nach mehr Ruhe und himmliſcher Sinn in ihr Herz gekommen ſeyn, bis Gott den Beruf zum Kloſterleben in ihr erweckt haben würde, in dem allein ſie Troſt und Heilung für ihre Leiden zu finden hoffte. Jetzt fühlte ſie ſich noch zu ſehr von weltlichen Wünſchen und Empfindungen umſtrickt, um es zu wagen, dem Himmel ein Herz anzubiethen, das noch ganz von dem Bilde eines Sterblichen erfüllt war. Aber bis dahin bath ſie Agnes inſtändig, niemanden ihr Geſchlecht oder ihre Herkunft zu verrathen.

Agnes wußte wider dieſen Wunſch nichts einzuwenden — und es ſtieg der ſchnelle Gedanke in ihr auf, da ſie auch zum Kloſter beſtimmt ſey, mit ihrer Freundinn in denſelben Orden zu treten, und vereint mit ihr zu leben. Das ſagte ſie ihr; die Mädchen umarmten ſich, und ſchwuren ſich Verſchwiegenheit und treue Freundſchaft bis in den Tod.

Eiferſucht.

Das Geſpräch der beyden Freundinnen war nicht ohne Zeugen geweſen. Herrmann, der, ſeit der fremde Pilger hier war, kein Wort mit Agnes geſprochen, aber ſie wohl oft im Garten mit ihm geſehen hatte, war auch heute, von ſeinem Unmuthe geführt, gerade in dem Augenblicke in das Dickicht gekommen, von wo er die kleine Anlage und das Häuschen überſehen konnte, als eben Eliſabeth heraustrat, um von Agnes Abſchied zu nehmen. Er blieb ſtehen, als er den Jüngling ſich ihr nähern ſah. Sie ſprachen eine Weile, wie es ſchien, ſehr angelegentlich; dann ſah er den Jüngling Agneſen umarmen, und ſie nach einem kurzen Sträuben dieſe Vertraulichkeit ohne Rückhalt und herzlich erwiedern. Sein Blut kochte, ſeine Hand ballte ſich, er fühlte einen glühenden Haß gegen den Fremden,

und eine tödtliche Kälte gegen Agnes. — Nun ſetzten ſich die beyden, Hand in Hand geſchlungen, auf die Moosbank. Er ſah, daß der Fremde etwas erzählte, was ihn oft heftig bewegte, er ſah ihn ein paar Mahl weinen, und Agneſen mitfühlende Thränen vergießen. Er knirrſchte; hundert Mahl war er im Begriff fortzueilen, und nie ein Wort mehr mit Agnes zu ſprechen, ſie nie wieder anzuſehen. Eine unglückliche Neugierde hielt ihn wie angefeſſelt an ſeiner Stelle. Er ſtand Martern der Hölle aus, und vermochte doch nicht, ſich dem verhaßten Anblicke zu entreiſſen. Jetzt war die lange Erzählung zu Ende, und von neuen ſanken ſich die beyden in die Arme, und Agnes ruhte ohne Scheu, ohne Verlegenheit mit ihrem Haupte eine Weile an des Fremden Bruſt. Das war zu viel! Dieſe Frechheit, wie ſie ſein Zorn nannte, mußte geſtraft werden! Sein Herz, in ſeinen innerſten Tiefen empört, ſann auf Rache. Auf dieſem Gedanken allein ruhte ſein Gemüth mit wilder Luſt aus; in ihm fand er volle Befriedigung und ein ſüßes Gefühl, das ihn auf Minuten ſeiner inneren Zerrüttung vergeſſen machte. Daß er Agnes liebe — daß es Eiferſucht ſey, was in ihm tobte, kam ihm nicht in den Sinn; denn

er wußte noch nicht, was Liebe und Eiferſucht war. Aber Agnes hatte die Sittſamkeit, die ſie ſonſt gegen jeden Mann, die ſie ſelbſt gegen ihn beobachtete, verletzt, und der Fremde hatte die Rechte der Gaſtfreundſchaft beleidigt, indem er ſich ſolche Vertraulichkeit erlaubt hatte, eine Vertraulichkeit, die ihm — (das fühlte er wohl, wenn er ſich an des Pilgers Stelle dachte) — ein Glück gewährt haben würde, von dem er vorher keine Ahndung gehabt hatte. Dieſe Vorſtellung, die auf einer Seite ſeine Phantaſie in bebendes Entzücken verſetzte, entflammte auf der andern ſeinen Zorn, und er ſann unabläſſig darauf, ihn zu kühlen.

Tauſend Vorſätze kreuzten ſich nun in ſeiner Seele. Er wollte ſich grauſam, dauernd rächen; aber alle Hülfsmittel, die ihm in ſeiner Lage zu Gebothe ſtanden, gründeten ſich auf Hinterliſt, auf heimliche Gewalt, und mit Abſcheu verwarf ſie ſein Gemüth. Ihm kamen jetzt die Erzählungen ſeines Freundes Hugo in den Sinn. — Seine Einbildungskraft ergriff haſtig das Bild eines ritterlichen Zweykampfes; aber er war ein Novize, und der Fremde ein wehrloſer Pilger! Zum erſten Mahl in ſeinem Leben verwünſchte er ſeinen Stand, der es ihm unmög-

lich machte, die süßeste Genügthuung zu erlangen. O wenn er ein Ritter, wenn er nur ein Knappe wäre, und ihm Waffen zu Gebothe ständen! Dieser Gedanke ward in kurzen herrschend in seiner Seele; er brütete darüber mit wilder Freude, und endlich geschah, was immer bey ernsten Vorsätzen geschieht, er fand Mittel, den Wunsch, auf den alle Kräfte seiner Seele gerichtet waren, wirklich zu machen. Er entdeckte einen Weg in die Rüstkammer des Stiftes, wo die Waffen für die Reisigen und Klosterknechte aufbewahrt wurden; er kletterte mit Gefahr des Lebens über Dächer und Mauern, und stieg endlich durch das Bodenfenster in den Thurm. Es war das erste Mahl, daß er diesen Ort betrat. Um ihn herum standen blinkende Harnische; Spieße, blanke Schwerter und spiegelnde Schilde schimmerten im Sonnenglanze, und trunken hing sein Blick an diesen Gegenständen, die ihn mit wunderbarer Macht an sich zogen. Eine neue Welt ging in seinem Innern auf; ein unüberwindliches Verlangen ergriff ihn, sich eine dieser Rüstungen anzupassen, und statt des Gewandes sanfter Unschuld und Frömmigkeit die jugendlich kräftigen Glieder mit schimmerndem Stahle zu decken. Aber unerfahren in Behand-

lung der Waffen, und voll Furcht, hier entdeckt zu werden, hatte er bloß Zeit, ein paar Schwerter aus der Reihe zu reiſſen, und auf demſelben gefahrvollen Wege mit ſeinem Raube zurück zu kehren. Glücklich, wie ein König, verbarg er die theuern Werkzeuge ſeiner Rache in ſein Lager, und harrte nun mit heißer Ungeduld auf eine Gelegenheit, wo er den Pilger mit Agnes treffen, ihn zum Zweykampf nöthigen, und entweder ſeinen Zorn in dem Blute des Gegners kühlen, oder, von ihm getroffen, vor Agneſens Augen ſterben wollte. Jeder dieſer beyden Auswege befriedigte ihn gleich ſehr, und er war zweifelhaft, welchen er mehr wünſchen ſollte; denn ein dunkles Gefühl ließ ihn ein längeres Leben, in dieſem Verhältniſſe zu Agnes, als eine unerträgliche Laſt betrachten. Gegen das ausdrückliche Geboth des Abtes, der ihm eine Arbeit in der Kloſterbibliothek aufgetragen hatte, eilte er, unfähig, ſolchen Zwang zu ertragen, hinaus in den Wald, in der feſten Zuverſicht, Agnes bald am Arme ihres Buhlers zu erblicken, und ihn dann zum Zweykampfe zu zwingen. Was er gewünſcht hatte, geſchah bald. Eliſabeth, entſchloſſen, den folgenden Morgen ihren Pilgerſtab weiter zu ſetzen, hatte Agneſen noch zu einem letz-

ten Spaziergange beredet. Sie wandelten Hand in Hand am Ufer des Flusses hinab. — Gedanken der nahen Trennung, ferne Hoffnungen auf Wiedersehen bewegten ihre Herzen in sanfter Wehmuth; des Herbstabends sterbende Reitze stimmten harmonisch in ihr Gefühl.

Unter ernsten Gesprächen waren sie gegen den Ort gekommen, wo das Thal sich krümmt, und in dem schmalen Durchgange Strom und Weg dicht neben einander hinter dem Felsen verschwinden. Dort war der bequemste Platz für Herrmanns Vorhaben, dort, wohin kein Blick aus dem Stifte reichen, woher kein Geräusch gehört werden konnte. Hastig eilte er am Abhange des Berges durch den Wald, und sprang plötzlich aus dem Gebüsche herab auf den Fußpfad, als die Mädchen um die Ecke beugten. Sie wichen erschrocken zurück. Herrmann! — Herrmann! rief Agnes mit ausbrechender Freude; aber er bemerkte sie nicht. Mit funkelnden Blicken ging er auf Elisabeth zu, faßte sie beym Arme, und rief mit vor Zorn zitternder Stimme: „Liebst du das Mädchen?" Elisabeth verdroß die Kühnheit des Fremden. — Ein zürnendes Roth ergoß sich über ihre Wangen — „Und wenn ich sie liebte, würdet ihr mir's wehren?" — „Das würde

ich bey Gott!" rief er, und ſchläuderte die Schwerter hin, daß ſie klirrend vor Eliſabethen niederfielen. „Wählt, welches ihr wollt; nur wer den Andern überlebt, darf ſagen, daß er das Mädchen liebt!" Agnes ſah mit Schrecken, daß es hier ernſtlich gemeint ſey; ſie trat voll Angſt zu Herrmann, ſie ſuchte ihn zu beſänftigen, ohne ihre Freundinn zu verrathen. Jedes Wort, das ſie ſprach, entflammte ſeine Wuth noch mehr, in jedem ſah er einen neuen Beweis der Liebe für den, deſſen Leben ſie in Gefahr glaubte. Als Eliſabeth noch immer zögerte, und ihn durch ſanfte Vorſtellungen zu verſtändigen ſtrebte, ergriff er eines der Schwerter, und drang ihr das andere auf. — „Nun macht euch fertig!" „Ach!" rief Agnes in ſchrecklicher Angſt, „du kennſt den Fremden nicht, du weißt nicht, wer er iſt!" — „Ich weiß, daß er dich liebt, und du ihn; alles Übrige iſt mir einerley, und nun vertheidige dich, Memme! oder ſtirb von meiner Hand!" Er ging wüthend auf Eliſabethen los. — Agnes, außer ſich, warf ſich vor die Freundinn, und machte ihre Bruſt zu ihrem Schilde. — Bey dieſem Anblick erſtarrte Herrmann — das Schwert entfiel ihm — todtenbleich ſtarr-

te er die beyden an — dann wandte er ſich ſchnell, ſprang auf einen vorragenden Felſen am Geſtade, und ſtürzte ſich von dort in die Fluth, daß die Wellen ſchäumend über ihn zuſammen ſchlugen.

Mit einem Schrey des Entſetzens ſank Agnes am Geſtade nieder. Eliſabeth ſtand wie vom Blitze gerührt; doch ſchnell beſann ſie ſich. Agneſens Geſchrey hatte den Fiſcher herbeygezogen, der in einer Krümmung des Thales wohnte; mit ſeinem Beyſtande gelang es ihr, den Unglücklichen zu retten. Sie hieß dem Fiſcher, ihn in's Gras legen, und ſandte ihn fort, um Stärkung und Hülfe aus der Hütte zu hohlen. Jetzt erwachte Agnes aus ihrer Betäubung — ſie ſah den Gegenſtand ſo vieler Angſt und Sehnſucht nicht weit von ihr, bleich, ohne Bewegung auf der Erde liegen, und die treue Eliſabeth um ihn beſchäftigt. Zitternd ſtand ſie auf, zitternd näherte ſie ſich und fragte mit faſt erlöſchter Stimme: „Lebt er?" — „Er lebt," antwortete Eliſabeth, „und ich denke, er wird ſich bald erhohlen." Nun warf auch Agnes ſich neben ihn nieder; ſie erhob ſein ſinkendes Haupt, ſie legte es an ihren Buſen, ihre Thränen floſſen auf ſeine bleichen

Wangen, und mit der Stimme der innigſten Zärtlichkeit nannte ſie ihn zuweilen beym Nahmen, um ihn zu erwecken. Endlich ſchlug er die dunkeln Augen auf — ſein erſter Blick fiel auf die weinende Geliebte. — „O Gottlob! Gottlob! Er lebt!" rief ſie. Herrmann antwortete nicht. Stumm — mit wildem Blicke richtete er ſich von ihrem Schooße auf — ſah ſie ſtarr an, dann auf ſein naſſes Gewand — und jetzt erſt ſchien er zu begreifen, was mit ihm vorgegangen war. — „O Eliſabeth!" rief Agnes in der Freude ihres Herzens, „er erhohlt ſich!" — „Eliſabeth?" wiederhohlte Herrmann, und eine dunkle Röthe überzog ſein Geſicht — „Eliſabeth? ein Mädchen?" Jetzt errötheten Agnes und Eliſabeth, daß ihr Geheimniß entdeckt war. Aber Herrmann ſprang haſtig auf; er ging auf ſie zu, er faßte des Fremden Hand. „Ein Mädchen?" rief er: „Kann ich euch auch glauben? iſt das kein neues Gaukelſpiel, um mich zu äffen?" „O Herrmann!" rief Agnes, „wie kannſt du mir eine ſolche Falſchheit zutrauen? womit habe ich dein Mißtrauen verdient?" Er ſah Agnes an, — er ſah Thränen der Liebe über ihre Wangen gleiten, er ſah ihre Augen mit unbeſchreiblicher

Zärtlichkeit auf ihn geheftet, sein Zorn war entwaffnet; forschend betrachtete er die kleine zarte Hand der Fremden, ihre feinen Züge — dann sagte er: „Nein, ihr könnt nicht lügen! ich glaube euch, und so — vergebt mir, Elisabeth, vergib mir, Agnes! O wenn du wüßtest, was ich in diesen Tagen gelitten, du würdest nicht im Stande seyn, mir zu zürnen!" „Ich zürne dir auch nicht," rief sie, und drückte seine Hand an ihr Herz, „weil du nur lebst, weil ich dich nur wieder habe!" Sie sah ihm mit inniger Zärtlichkeit in's Auge. Elisabeths Thränen brachen hervor — sie wandte sich ab und ging in's Gebüsch. Die Liebenden bemerkten sie nicht. Beschäftigt mit ihren Gefühlen, mit der Erzählung dessen, was sie um einander gelitten, wie sie gezürnt, getrauert hatten, standen sie einander gegen über. Agnesens Bericht zerstreute jeden, auch den letzten Funken von Argwohn in Herrmanns Seele, und seliger als je genoß er das lang entbehrte Glück, die Geliebte zu sehen und zu sprechen. Elisabeth mußte für sie beyde denken; sie näherte sich ihnen, und erinnerte Herrmannen an seine nassen Kleider. Jetzt erst fühlte er die Kälte, die ihn schauernd durch-

drang. Eliſabeth rief den Fiſcher, der Jüngling ging mit ihm; in wenig Augenblicken trat er umgewandelt in den Kleidern eines Fiſcherjungen aus der Hütte. Agnes erröthete, — So hatte ſie ihn noch nie geſehen. Das geiſtliche Gewand hatte ihr ſo weſentlich zu ihm zu gehören geſchienen, daß ſie es in ihren Gedanken nie von ihm trennte, daß ihr keine Möglichkeit eines andern Verhältniſſes, als das treuer Schweſterliebe zwiſchen dem Gott geweihten Jünglinge und der künftigen Nonne, erſchien. Jetzt, da ſie ihn in weltlichen Kleidern erblickte, fühlte ſie eine plötzliche Verwandlung in ſich vorgehen. Eine zarte Scheu entfernte ſie von dem fremd gewordenen Jüngling, indeß ein geheimer Zug ſie feſter an ihn zog. Auch er ſchien dieſe Veränderung zu theilen. Kühner, als je, ſchlang er zum erſten Mahle den Arm um ihren ſchlanken Leib, er führte ſie zu der Bank vor der Hütte, er ſetzte ſich Arm in Arm mit ihr nieder; ſein Blick ruhte mit nie gefühltem Wohlgefallen auf ihrer Geſtalt. Es war beyden, als ſähen ſie ſich heute zum erſten Mahle; ſie hatten ſich ſo viel zu ſagen, ſo viel zu entdecken, und dennoch war beyder Seele zu ſehr

mit dem Anblicke des geliebten Gegenstandes beschäftiget, um irgend ein Gespräch anhaltend fortzusetzen.

Die Sonne des kurzen Herbsttages war gesunken. Elisabeth mahnte die Liebenden, zu scheiden, um keinen Verdacht zu erregen. So zögernd, so ungern hatten sie sich noch nie getrennt. Elisabeth ging schweigend an Agnesens Seite. Keines fühlte ein Verlangen, die Stille, in welcher sie die Eindrücke der vergangenen Stunden feyerten, zu stören. Als sie nach Hause kamen, stand Elisabeths naher Abschied vor ihrer Seele; weinend fielen sie sich um den Hals, und nur wenig Schlaf besuchte diese Nacht durch ihre Augen. Mit dem frühesten Morgen erwachte Elisabeth. Die späte Sonne ging hinter Nebelschleyern auf, die träufelnd an den Wäldern bis in's Thal herab hingen. Der Morgen war trüb und düster. Elisabeth, tief beklommen, fühlte jetzt im Augenblicke des Scheidens ihre Verlassenheit schmerzlicher als je. Frau Mechthild überhäufte den liebenswürdigen Pilger noch mit kleinen Gaben zur Bequemlichkeit der Reise; und so trat Elisabeth endlich, von einem Wegweiser, den Mechthilds Sorgfalt ihr zugegeben

hatte, von ihrem mütterlichen Segen und von Agneſens Thränen begleitet, ihre Reiſe an. Ein ſtarker Waldbach [16]), der unweit des Stiftes ſich in die Traiſen einmündet, war ihr Führer; — an ſeinem Ufer wandelte ſie ſchweigend in tiefen Gedanken fort, unempfindlich gegen die Reitze der Landſchaft, und durch das düſtere Colorit des Herbſttages wehmüthiger geſtimmt.

Trennung.

Eliſabeths Erzählung und der Vorfall an der Traiſen hatten einen hellen Funken in Agneſens Seele geworfen. Sie fing an, ſich und ihr Gefühl für Herrmannen zu verſtehen; und ſo wie dieſe Empfindungen und Begriffe klar in ihr wurden, ſtand die Zukunft, wo heilige Mauern und ewige Gelübde ſie von ihm trennen ſollten, in furchtbarem Lichte vor ihr, und ſie verſank in allerley Plane und Träume, in welchen Herrmann und ſie in Eliſabeths und Ludwigs Beziehungen erſchienen. Es vergingen ein paar Tage, ohne daß ſie ihren Geſpielen ſah. Am dritten trat der Prior mit finſterem Geſicht ein; er verlangte ganz allein mit ſeiner Schweſter zu ſprechen. Als die Unterredung zu Ende war, ging er, ohne Agneſen zu grüßen, fort, und Frau Mechthild hatte ein verlegenes Anſehen. Agnes

fühlte ſich durch das alles beklemmt, ohne recht zu wiſſen, warum? Sie ſann nach, ſie verglich den Auftritt am Fluſſe, Herrmanns langes Wegbleiben — ſeinen Raub in der Rüſtkammer, des Priors Ernſt, ihrer Pflegemutter ängſtliches Weſen — — es ging ein Ganzes daraus hervor, das ſie vor unangenehmen Folgen zittern machte. Abends vor dem Schlafengehen rief ſie Frau Mechthild zu ſich. Sie befragte ſie um ihr Verhältniß zu Herrmann, um die Geſchichte der letzten Tage und des fremden Pilgers. Agnes wollte zögern, läugnen; Mechthild war aber zu gut unterrichtet. Sie mußte alles geſtehen, und that es auch unter vielen Thränen. Nun machte ihre Pflegemutter ihr ernſte Vorwürfe wegen ihrer Zurückhaltung, und ſchilderte ihr die Gefahren ſolcher Zuſammenkünfte mit mehr Beſorgniß als Klugheit. Dann brach ſie in heftigen Tadel gegen den wilden unbändigen Herrmann aus; ſie mahlte ſeine Widerſpänſtigkeit gegen den Abt, ſeinen Trotz, als man ihn zur Rede ſtellte, mit ſo entſetzlichen Farben, daß er Agneſen in dieſem Gemählde liebenswürdiger als je erſchien. Ihre Thränen trockneten nach und nach, ſie hörte mit kindlicher Ergebung Frau Mechthilds Ermahnungen; aber es war

ihr unmöglich, die Sachen in einem so schrecklichen Lichte zu sehen. Endlich, nachdem diese alle ihre Beredsamkeit erschöpft hatte, schloß sie mit dem strengen Befehle, den jungen Menschen nie wieder zu sehen oder zu sprechen, jede Gemeinschaft mit ihm abzubrechen, und jeden Versuch, den er vielleicht machen würde, dieß Geboth zu vereiteln, sogleich zu melden.

Dieser letzte Theil von Frau Mechthilds Forderungen fiel Agnesen schwer auf's Herz. Ihre Thränen brachen auf's neue hervor, sie suchte mit Bitten und Flehen dem strengen Gebothe zu entgehen; die Pflegemutter blieb fest auf ihrem Verlangen, und das arme geängstete Mädchen konnte zuletzt nicht anders als heilig versprechen, was ihr aus allem in der Welt am schmerzlichsten fiel — den theuern Gespielen nicht mehr zu sehen.

Es wurde ihr viel leichter, als sie dachte. Seit jenem unvergeßlichen Abende lag kein Strauß mehr auf dem Altare, kein weißes Gewand schimmerte mehr durch die Bäume des Waldes, keine bekannte Stimme rief am Abende leise ihren Nahmen bey der Gartenhecke, und keine Möglichkeit fand sich, weder durch Frau Mechthild, noch den Prior, etwas von Herrmann zu erfah-

ren. Nun bemächtigte ſich eine entſetzliche Angſt ihrer Seele. Sie kannte die Weiſe der Klöſter, ſie hatte oft von den Kerkern gehört, in denen ſie die Opfer ihrer Strenge zuweilen um eines bloßen Ungehorſams wegen ſchmachten laſſen. Graf Hohenbergs Bild auf der Seuſenburg vermiſchte ſich mit dem ihres Freundes; ſie ſah ſein Schickſal in dem des Grafen, und verſank in tiefe Traurigkeit. Man ſah das, aber man ſchien es nicht zu bemerken; vielmehr wünſchten der Prior und Frau Mechthild ſich Glück, daß ihr Plan, die jungen Leute zu trennen, ſo wohl gelungen war.

Es vergingen noch zwey traurige Wochen, als eine ungewöhnliche Erſcheinung das ſtille Thal zu neuem Leben aufregte. Die verwitwete Königinn von Ungarn ſollte hier durch nach Maria Zell ziehen, um ein Gelübde zu löſen, das ſie vorlängſt gethan hatte. Seit jenen blutigen Auftritten, die den Mord eines geliebten Vaters und Kaiſers hatten rächen ſollen, fand ihr Herz keine Ruhe mehr. Die Schatten der grauſam Ermordeten umſchwebten ihr ruheloſes Lager, und keine Scheingründe für die Rechtmäßigkeit jenes Verfahrens konnten die ängſtenden Zweifel beſchwichtigen, daß ſie in ihrem Eifer zu

weit gegangen ſey, daß ſie Schuld und Verdacht nicht genug unterſchieden, und beſonders gegen das Hohenbergſche Haus zu ſtreng gehandelt habe. Gern hätte ſie jetzt wieder gut gemacht, was möglich war: aber was war wohl noch möglich, nachdem zehn Jahre über den Gräbern der Unglücklichen hingegangen waren? Auf Hohenberg hauſete ein Herr von Jörger, der es, wie die übrigen Güter der ältern Linie, von den Herzogen zu Lehen trug; die Beſitzungen der jüngeren hatte der Ritter von Seuſenburg an ſich geriſſen. Graf Cuno, ſo erzählte die Sage, ſollte ſich mit einem Knaben aus der erſtürmten Burg Hohenberg geflüchtet haben, und in Böhmen im Elende geſtorben ſeyn; von Graf Ludwigs und der Seinigen Ende war ſie ſelbſt Zeuginn geweſen. Es war ſo vieles zu vergüten, und niemand da, der es empfangen konnte. Das drückte den Stachel der Reue tiefer in ihr Herz; ſie ließ ſich überall nach dem Schickſale dieſes unglücklichen Hauſes erkundigen, ſie both Belohnungen für den, der ihr Kunde von irgend einem Überreſte desſelben geben könnte. Nun fingen allerley lügenhafte Gerüchte an, ſich zu verbreiten, die Zeit zeigte früher oder ſpäter ihre Falſchheit; am längſten erhielt ſich das von

einer kleinen Tochter, die ein treuer Knecht gerettet haben ſollte; aber auch dieß fand keine Beſtätigung, und verſchwand zuletzt wieder. Die Unruhe der Königinn war nur zerſtreut, nicht vermindert worden. Doch wo Menſchen nicht helfen konnten, nahm ſie ihre Zuflucht zum Himmel. Sie gelobte Wallfahrten und Geſchenke an alle Gnadenorte, und hörte endlich im vorigen Frühlinge mit lebhafter Freude die Nachricht von Graf Ludwigs und ſeines Sohnes wunderbarer Erhaltung. Eifrig ſchrieb ſie nun an ihre Brüder, das Unrecht, das ſie alle dieſem Hauſe gethan hatten, wieder gut zu machen. Was ſie verlangte, war ſchon geſchehen; die edlen Fürſten hatten bereits in dem Sohne die Unſchuld und das Recht des Vaters anerkannt. So bald Ludwig ſich zeigte, wurden ihm ſeine Güter zugeſprochen, und der Ritter von Seuſenburg durch Hohenberg, durch ſeine Freunde und den Beyſtand der Herzoge mit gewaffneter Hand gezwungen, ſie ihm einzuräumen.

Froh über die Erfüllung ihres ſehnlichen Wunſches, dachte ſie nun daran, ihr Gelübde zu entrichten, und kam deßhalb im Spätjahre mit einem glänzenden Zuge über Wien nach Lilienfeld, wo ſie Nachtlager halten, und dann

in's Gebirge nach Maria Zell ziehen wollte. Der Abt empfing ſie mit dem ganzen Convente Abends vor den Thoren ſeines Stiftes; am folgenden Morgen wurde ein feyerliches Hochamt gehalten. Während desſelben, indem die Königinn von ihrem Sitze die ganze Verſammlung überſah, blieb ihr Blick unwillkürlich auf Agneſens ſanften Zügen hangen, die mit ihrer Pflegemutter gegenüber in einem Stuhle knieete; und ein ſeltſames Gefühl erhob ſich in ihrer Bruſt. Sie glaubte dieſe oder ähnliche Züge ſchon irgend wo geſehen zu haben, ohne daß ſie ſich an den Ort oder die Perſon erinnern konnte. Die Ähnlichkeit hatte etwas Beunruhigendes für ſie; und um ſo weniger konnte ſie ihre Augen von dem Mädchen abwenden. So bald der Gottesdienſt geendigt war, erkundigte ſie ſich bey dem Abte nach ihr, und ließ Frau Mechthilden rufen. Die einfache Erzählung dieſer Frau befriedigte ihre Neugier keineswegs, und ſie verlangte Agneſen ſelbſt zu ſprechen. Furchtſam und zitternd trat dieſe in das Gemach der Königinn, die ihr aus der allgemeinen Sage und aus Eliſabeths Erzählung von einer furchtbaren Seite bekannt worden war. Mit herablaſſender Güte redete die Königinn ſie an, und befragte ſie um die Geſchichte ihrer

Kindheit; aber auch Agnes wußte ihr nichts anderes zu geben, als dunkle Erinnerungen und zweifelhafte Vermuthungen. Sie entließ sie endlich; und der Gedanke, dieses Mädchen zu sich zu nehmen, und vielleicht durch sorgfältige Nachforschungen ihre Herkunft zu erfahren, blieb seit der Unterredung mit ihr fest in dem Gemüthe der Königinn. Indessen äußerte sie nichts davon, und setzte ihre Reise fort.

Agnes und Mechthild, in deren stillem Leben diese Begebenheit ein heller Punct war, sannen den Ursachen nach, die eine so große Frau zu solcher Freundlichkeit und Theilnahme an dem Schicksale eines unbedeutenden Mädchens bewegen konnten. Frau Mechthild kannte die Welt nicht viel, aber doch besser als Agnes, und ließ sich von ihr ihre Unterredung mit der Königinn genau wiederhohlen. Sie ahndete etwas von dem Vorhaben derselben — es war ihr äußerst unangenehm — sie schwieg daher gegen Agnes; aber sie vermochte es nicht, auch gegen ihren Bruder zu schweigen, und theilte ihm ihre Angst und Besorgniß mit. Der Prior sah die Gefahr eben so wohl ein; er wußte, daß hier keine Ausflucht gelten, und eine offenbare Weigerung eben so thöricht als bedenklich seyn würde. Ein einzi-

ger Ausweg fiel ihm ein, der Stand, wozu Agnes bestimmt war. Die Braut des Himmels konnte man mit Anstand den Zerstreuungen des Hofes entziehen; und so wurde sie gerufen. Frau Mechthild entdeckte ihr ihre Vermuthungen, und der Prior fügte nach einer ernsten Ermahnung die Vorschriften hinzu, wie sie sich, im Falle die Königinn wirklich diese Forderung machte, verhalten, und was sie sagen sollte. Das arme Mädchen erschrak tödtlich, sowohl über das, was ihr bevor stand, als über den Ausweg — sie sah in jedem nichts als Unglück — denn jedes trennte sie von Herrmann und Mechthild; und wenn sie dort vor einer langen Trennung zitterte, so schauderte hier ihr Inneres vor einem Stande, der jede Möglichkeit von Hoffnung zerstörte. Verwirrt, betäubt bath sie um Bedenkzeit. Der Prior schien erstaunt, weil er hier gar nichts zu überlegen oder zu bedenken fand; aber Frau Mechthild, die ihre Agnes herzlich liebte, gewährte ihr die verlangte Frist.

Nun war Agnesens einziger dringender Wunsch, mit Herrmann sprechen, und sich mit ihm gemeinschaftlich über ihr Schicksal berathen zu können. Alle Versuche waren vergeblich. Der Prior wich jeder, auch der entferntesten Anspie-

lung mit kaltem Ernſte aus, und ſie konnte nichts thun, als im Gebethe vor Gott ihr Herz ſtrenge prüfen, ob ſie den Wunſch ihrer Pflegemutter erfüllen, und das Kloſter wählen ſollte. Aber die ſtille Faſſung, die ſchuldloſe Unbekanntſchaft mit ihrem Herzen war ſeit dem Vorfalle am Fluſſe verſchwunden, und aus der ernſten Prüfung ging nur die Überzeugung hervor, daß es ihr unmöglich ſeyn würde, im Kloſter ihre Neigung für Herrmann abzuſchwören.

Jetzt kam der dritte Morgen und mit ihm die Königinn von ihrer Wallfahrt zurück. Sobald ſie ausgeruhet hatte, eröffnete ſie dem Abte ihr Vorhaben; und dieſer ſandte ſogleich den Prior zur Frau Mechthild. Nun war alſo der gefürchtete Schlag gefallen, und Mechthilds einzige Hoffnung beruhte auf Agneſens Entſchluß, lieber in's Kloſter zu gehen. Man rief ſie, ſie erblaßte, ſie zitterte; aber zum großen Erſtaunen ihrer Pflegemutter und des Priors beſchwor ſie beyde mit Thränen, ſie nicht zum geiſtlichen Stande zu zwingen, indem ſie bey ihrer Abneigung davor unmöglich ſelig werden könnte. Den Prior erzürnten Agneſens Reden je mehr und mehr, er ging in ſeinem Eifer ſo weit, ein Wort von der Urſache dieſer Abneigung fallen zu laſſen; und

eine Drohung, dieſen ſündlichen Widerwillen an Dem auf's ſchrecklichſte zu rächen, der Schuld daran war, betrübte ſie, ohne ihren Entſchluß zu ändern. Sie blieb auf ihrer erſten Erklärung; und Frau Mechthild bath endlich ihren Bruder ſelbſt, nicht ferner in die Arme zu dringen, da es ja eine Gewiſſensſache wäre, jemanden, der keinen göttlichen Beruf hätte, zum geiſtlichen Stande zu bereden.

Es blieb alſo nichts übrig, als den Willen der Königinn zu vollziehen, und ſich zur Reiſe zu bereiten. Frau Mechthilds frommes Gemüth hatte ſich nach dem erſten ſchweren Kampfe in den Willen Gottes ergeben. Sie ſah in dieſer neuen Wendung des Schickſals ihrer Pflegetochter eine unmittelbare Fügung des Himmels, der beſondere Dinge mit ihr vorhabe, indem er ſie auf eine eben ſo ſeltſame Weiſe aus ihren Händen riß, als ſie vor zwölf Jahren in dieſelben gekommen war; und ſo weh ihr das Scheiden von dem Kinde that, an das ſich ihr Herz mit mütterlicher Liebe gewöhnt hatte, ſo beugte ſie ſich doch geduldig unter dieſe göttliche Schickung, feſt überzeugt, daß das, was ſo unwiderſprechlich Gottes Wille ſey, auch gewiß gut ſeyn müſſe. Bey dieſer Geſinnung behielt ſie die Kraft, die

nöthigen Anſtalten zu machen, und ſogar Agneſen aufzurichten, die ſeit jenem letzten kräftigen Widerſtande gegen des Priors Drohungen ganz niedergebeugt war.

Den Abend vor der Abreiſe der Königinn, die um Agneſens willen ihren Aufenthalt noch zwey Tage verlängert hatte, ſaß dieſe in Thränen ergoſſen an der Hecke, wo ſie ſo oft mit dem Geſpielen ihrer Jugend geſprochen hatte, den ſie jetzt wohl in ihrem Leben nicht mehr ſehen ſollte, in dieſem Garten, wo jede Blume, jedes Beet ſie an die mütterliche Liebe der guten Frau erinnerte, die, ſeit ſie denken konnte, ſie den Mangel eigener Ältern ſo wenig hatte empfinden laſſen. Da trat Frau Mechthild mit einem kleinen verſchloſſenen Käſtchen in der Hand aus der Thür, und näherte ſich der weinenden Agnes.

„Wir werden jetzt nicht mehr lange beyſammen ſeyn, mein Kind," hob ſie an, „und ich habe noch manches auf dem Herzen, das ich dir gern mittheilen möchte. Setze dich hierher zu mir und höre mich an. Du weißt die Art, wie du vor zwölf Jahren in meine Hände kamſt, und daß alle unſere Nachforſchungen über deine Geburt und den Stand deiner Ältern immer fruchtlos geblieben ſind. Indeſſen habe ich doch die weni-

gen Zeichen, die du an dir hatteſt, als der Pilger dich zu mir brachte, ſorgfältig aufgehoben, damit, wenn irgend ein Zufall dich auf eine Spur leiten ſollte, du dich damit ausweiſen könnteſt. Sieh, hier ſind ſie, dieß kleine goldene Kreuz, in dem Reliquien von Heiligen eingeſchloſſen liegen, und dieß Muttergottesbild! Das Kreuz hatteſt du an einer ſeidenen Schnur am Halſe, und das Muttergottesbild fand ich in deiner Taſche. — Mein Bruder und ich haben dieſe beyden Stücke oft unterſucht, aber nie etwas gefunden, das uns Licht hätte geben können. Jetzt, wo wir uns trennen müſſen, lege ich ſie in deine Hand, und bitte dich, mein Kind, verwahre ſie ſorgfältig; es iſt vielleicht das einzige Mittel, einſt die wahren Urheber deines Lebens zu entdecken. Daß du nicht von gemeinem Stande biſt, iſt ſehr wahrſcheinlich; deine Kleidung war wie die der adelichen Kinder zu ſeyn pflegt, das Leinenzeug fein, und alles Übrige zierlich und anſtändig. Dieſe Vermuthung ſoll dich nicht eitel machen auf einen Vorzug, den du vielleicht gar nicht wirklich haſt; ſie ſoll nur dazu dienen, dich vor Geſinnungen und Handlungen zu bewahren, die des Standes unwürdig wären, zu welchem du zu gehören ſcheinſt. Bis

jetzt habe ich ſorgfältig über dich gewacht; von jetzt an trittſt du in die Welt, und biſt dir ſelbſt überlaſſen."

Bey dieſen Worten brachen Agneſens Thränen, die während der letzten Rede aufgehört hatten, auf's neue hervor; ſie warf ſich an die Bruſt ihrer Pflegemutter, und beyde hielten ſich lange weinend umarmt. Endlich ermannte ſich Frau Mechthild, und begann, ihr mit mütterlichem Ernſte und treuer Sorge, ſo gut ſie es vermochte, einige Lebens- und Klugheitsregeln zu geben. Sie kannte die Welt nicht, vielweniger den Hof; aber ſie war reinen frommen Sinnes, und ſo liefen alle ihre Vorſchriften auf wenige wahre Grundſätze hinaus, mit denen ein Gott ergebenes Gemüth in jeder Lage fortkommt. Agnes verſprach mit Thränen und heiliger Rührung, ſie nie zu vergeſſen, wohin und in welche Verhältniſſe auch der Himmel ſie führen würde.

Die Nacht verging beyden ſchlaflos. Am Morgen führte Frau Mechthild ihre Agnes zum letzten Mahl in die Kirche, wo ſie unter tauſend Thränen ihre Andacht verrichtete, beichtete und das Abendmahl empfing, um ſich mit Gottes Beyſtande zu ihrer neuen Laufbahn anzuſchicken. Aus der Kirche ſelbſt hohlten zwey Zofen der Kö-

niginn ſie ab. — Mechthild und Agnes erblaßten — dieſe fühlte ſich einer Ohnmacht nahe. Der entſcheidende Augenblick war da. Frau Mechthild, in Leiden beſſer erfahren, umarmte das zagende Mädchen noch ein Mahl, gab ihr ihren mütterlichen Segen, und riß ſich ſchnell von ihr los. Die Zofen führten Agnes in ein Seitengemach, wo ſie ſie mit freundlichen Reden zu beruhigen ſuchten, und warteten, bis die Spuren des heftigen Weinens ein wenig vergangen waren, ehe ſie ſie der Königinn vorſtellten. Dieſe empfing ſie abermahls ſehr gnädig, redete ihr liebreich zu, und die Edelfräulein und Zofen drängten ſich bald ſchmeichelnd um die neue Gefährtinn, auf der der Herrſcherinn beſondere Gunſt zu ruhen ſchien.

Jetzt erſchienen der Abt und die erſten Dignitarien des Stiftes, der Prior unter ihnen. Agnes fühlte ihr Herz gepreßt bis zum Zerſpringen, als ſie dieſe Männer vor ſich ſah, ſich unter einem Dache mit Herrmann wußte, und kein Wort von ihm ſprechen, mit keinem Laute, keinem Blicke von dem geliebten Jugendgeſpielen den letzten, vielleicht ewigen Abſchied nehmen durfte. Auch dieſe bange Stunde verging, die Pferde wurden vorgeführt, die Königinn mit

ihren Fräulein und Rittern beſtiegen die ihrigen; Agnes, die nie geritten war, fuhr mit einer alten Ehrendame hinten nach. Der Zug ging nun lärmend durch das hallende Thorgewölbe; die Geiſtlichen neigten ſich ehrfurchtsvoll zum letzten Mahl. Jetzt trabten die Pferde ſchneller; jetzt verſchwand ein Gebäude nach dem andern aus Agneſens ſchwimmenden Blicken, jetzt die Thurmſpitze, jetzt hinter der Waldecke das ganze Thal, — und es war ihr, als wenn das Herz in ihrer Bruſt zerriſſe.

Sehnſucht.

Nicht die Zerſtreuungen der Reiſe, nicht die Vergnügungen eines glänzenden Hofes vermochten Agneſens Traurigkeit zu mindern; dieſe leidende Stimmung machte ſie noch ſchüchterner, als ſie ohne dieß war, und, nachdem Zeit und Gewohnheit den Reitz der Neuheit von ihr geſtreift hatten, ließ die Königinn das blöde Landmädchen, das ihre Gunſt zu erhalten nicht verſtand, nach und nach wieder ſinken. Agnes verlor ſich unter den übrigen Hoffräulein und Zofen in völliger Unbedeutenheit. Selbſt die Geſchichte ihrer Kindheit und räthſelhaften Herkunft, die im Anfange die Königinn und deßwegen den Hof ſehr beſchäftigt hatte, wurde, da alle Nachforſchungen fruchtlos waren, allmählich wieder vergeſſen, und Agnes blieb ſich

ſelbſt überlaſſen, einſam und fremd unter den Menſchen, die ſie umgaben.

Die kleinen Pflichten ihres Standes erfüllte ſie mit pünctlicher Genauigkeit, war um die Perſon der Königinn, wenn die Reihe ſie traf, immer gleich ſtill, gleich aufmerkſam und demüthig, und betrachtete die Augenblicke, die ihr verſtatteten, wieder in ihr einſames Zimmer zurück zu kehren, als ihre beſten. Dann überließ ſie ſich ihren Gedanken, die ſie in das friedliche Thal ihrer Kindheit, in das einfache Haus ihrer Pflegemutter trugen, wo ihr ſo unendlich beſſer geweſen war, als in dem Pallaſte der Ungariſchen Königinn; dann mahlte ſie ſich die ſtillen Stunden ihrer ſchuldloſen Zuſammenkünfte mit Herrmann, und das Bild des Jugendgeſpielen, verklärt im himmliſchen Lichte getrennter unglücklicher Liebe, verdunkelte alle Ritter und Edlen des Hofes, deren einige ſich ſeit ihrer Ankunft ſichtlich um ihre Gunſt bewarben. Für ſie waren ſie ſo gut als nicht vorhanden; und wenn ſie ihres Daſeyns gewahr wurde, war es nur, weil ihre Bewerbungen ſie manches Mahl quälten. So verging ein langſames Jahr und darüber. — Schon

fiel der Schnee zum zweyten Mahl, und die Eisdecke fesselte die Wogen der gewaltigen Donau, als ein Österreichischer Ritter, Herr Conrad von Jörger, am Hofe erschien, der der Königinn eine wichtige Bothschaft von ihrem Bruder, dem Herzoge Leopold, brachte, und zugleich mit Agnes von Lilienfeld, wie die Königinn sie bey ihrer Einführung am Hofe zu nennen befahl, zu sprechen verlangte.

Agnes hörte mit Erstaunen, daß ein Ritter, dessen Nahmen sie nicht kannte, nach ihr gefragt habe; — mit Erlaubniß der Königinn ließ sie ihn kommen. Herr Jörger trat ein. Es war ein junger ansehnlicher Mann, der ihr mit feinem Anstande einen Brief von ihrer Freundinn Elisabeth von Haslau übergab. Agnes erröthete theils aus Verlegenheit, theils aus Freude — die Augen des Ritters blieben mit dem Ausdrucke des sichtbarsten Wohlgefallens auf dieser zarten Gestalt, auf den feinen Zügen voll Engelreinheit und Sanftmuth haften, und beobachteten den Wechsel der Empfindungen, der in leichten Schattirungen über die ausdrucksvollen Mienen glitt. Er erzählte ihr von Elisabeth, daß sie recht wohl und vergnügt

ſey, daß er ſie kürzlich in Wien am Hofe des Herzogs geſprochen, wohin ſie mit ihrem Gemahle gekommen ſey. — „Gemahl?" fragte Agnes mit großem Erſtaunen, — „Eliſabeth verheirathet?" — „Seit zwey Monathen, mit meinem Oheim." — „Und wie heißt euer Oheim, Herr Ritter?" — „Helmhard von Jörger, edles Fräulein, mein Vaters Bruder." — Agnes wußte nicht, was ſie denken — ob ſie ihre Freundinn des Leichtſinns beſchuldigen, oder vielleicht eine Kette von Unglücksfällen fürchten ſollte, die ſie zu dieſem Schritte gebracht hatten. Voll Begierde, in dem ziemlich langen Briefe, den ſie in der Hand hatte, die Räthſel aufgelöſet zu ſehen, hätte ſie wohl gewünſcht, der Fremde möchte ſeinen Beſuch abkürzen. Aber Ritter Conrad ſchien ſich in der Nähe der ſchönen Agnes allzu wohl zu befinden, und die Edelfräulein, die mit ihr in demſelben Gemache waren, hatten den artigen Ritter ſo viel über Wien und die Hofhaltung König Friedrichs, über die Bekanntſchaften, die ſie bey ihrer letzten Anweſenheit dort gemacht, zu fragen, daß ſein Abſchied ſich verzögerte, und Agnes nur ſpät die Freyheit erhielt, auf ihr Zimmer

zu eilen, wo ſie den Brief der Freundinn ſchnell entfaltete, ſich mächtig über ihre Gelehrſamkeit und Geduld bey einem ſo langen Schreiben verwunderte, und ſo endlich das Schickſal ihrer Freundinn erfuhr.

Wiederſehen.

Eliſabeth hatte ohne weiteres Abenteuer das Kloſter erreicht, wo ihre Tante Äbtiſſinn war. Der Empfang derſelben diente nicht dazu, ein verwundetes Herz, das ſich nach Theilnahme ſehnte, zu befriedigen. Mit kalter Strenge forſchte ſie nach jedem kleinen Umſtande; Eliſabeth hatte ſo gar Mühe, ſich für das geltend zu machen, was ſie war. Nur einige wichtige Papiere, die ſie von Seuſenburg mitgenommen hatte, und eine unverkennbare Ähnlichkeit mit dem Bildniſſe ihrer Mutter, das im Zimmer der Äbtiſſinn hing, ſchlugen endlich dieſe beleidigenden Zweifel nieder. Deſto ſtrenger wurde nun ihr Betragen, ihr Verhältniß zu Hohenberg und die Urſachen ihrer Flucht unterſucht. Eliſabeth hatte keinen Grund, ſich hier zu verbergen. Das Geheimniß, welches ſie über ihr Geſchlecht und

ihren Stand beobachtete, hatte nur dazu dienen ſollen, jede Spur ihres Daſeyns zu verwiſchen, und Hohenbergs Forſchungen zu täuſchen. Jetzt, da ſie ſich ſicher glaubte, geſtand ſie freymüthig ihre Geſchichte, und verſchwieg nur den Grad ihrer Empfindung für den unglücklichen Freund vor einer Zuhörerinn, der jede Art von Gefühl fremd zu ſeyn ſchien. Die Äbtiſſinn durchſchaute ſie dennoch. Ihr heiliger Zorn entbrannte gegen dieſe ſündliche Leidenſchaft, und ſie ließ Eliſabethen die ganze Härte eines Gemüths fühlen, das die Zurückſetzung ſeiner eigenen Jugend an allem Liebenswürdigeren bitter rächt. Nur mit Mühe ertheilte ſie ihr die Erlaubniß, ſich im Kloſter aufzuhalten, aber ſie durfte nicht im Umfange der Clauſur, wo die gottgeweihten Jungfrauen lebten, wohnen, ſondern es wurden ihr Zimmer in einem der Nebengebäude angewieſen; doch war ihr vergönnt, an den Andachtsübungen Theil zu nehmen, und mit den ältern Kloſterfrauen umzugehen.

Eliſabeth empörte dieſe Behandlung; aber da nur das Kloſter ihr Sicherheit vor Hohenbergs Nachſuchungen und dem Zorne ihres Oheims, den ſie zu fürchten hatte, geben konnte, da ſie auf der ganzen Welt niemanden angehörte, und

entſchloſſen war, in unauflöslichen Gelübden Schutz gegen ihr eigenes Herz und eine unüberſteigliche Scheidewand gegen jede kühnere Hoffnung ihres Freundes zu finden, ſo entſchloß ſie ſich, zu bleiben, und von der Zeit einen beſſern Rath zu erwarten.

Zwey Monathe waren in düſterer Einſamkeit, unter ſtrengen Andachtsübungen und unaufhörlichen Kämpfen gegen die Erinnerungen an eine ſchöne Vergangenheit, an ein Glück vergangen, dem ſie auf ewig entſagt hatte, und deſſen Andenken immer mit neuer Lebhaftigkeit in ihr erwachte. Als ſie eines Abends aus der Veſper in ihr Zimmer zurück kam, meldete ihr die Zofe, daß zwey Fremde nach ihr gefragt, und ſie angelegentlich zu ſprechen verlangt hätten. Eliſabeth erſchrak. Wer konnten die Fremden ſeyn? Sie forſchte. Der eine derſelben war in ganzer, ſehr prächtiger Rüſtung geweſen — der geſchloſſene Helm hinderte, ſein Geſicht zu ſehen; der andere, unanſehnlicher und kleiner, ſchien nur ſein Begleiter, aber ſie waren Hand in Hand gekommen und gegangen, — nennen hatten ſie ſich durchaus nicht wollen. Eliſabeths Ahndungen bekamen mit jedem Worte der Zofe mehr Wahrſcheinlichkeit. Ein Sturm erhob ſich

in ihrer Seele; der ſchwache Schein von Ruhe, den ſie mühſam errungen hatte, verſchwand vor der bloßen Möglichkeit, daß Ludwig in ihrer Nähe wäre, daß er ihre Spur verfolgt, ſie aufgeſucht habe — daß ihre Gefühle vielleicht in gleicher Stärke erwiedert würden. Verſtört, zitternd irrte ſie wie in einem wachen Traume umher — unentſchloſſen, was ſie thun, ob ſie den Beſuch, der auf den folgenden Tag verkündigt war, annehmen oder abweiſen ſollte. Sie kämpfte, ſie rang mit ſich ſelbſt, zwiſchen der entzückenden Hoffnung, den Freund ihrer Seele wieder zu ſehen, und der Gefahr, die dieß Wiederſehen für ihren Vorſatz haben könnte. — Und wenn es nicht Hohenberg — wenn es ein gleichgültiger Unbekannter, wenn es vielleicht ein Abgeſandter ihres Oheims war? — Sie beſchloß, ihn nicht zu ſprechen, und entfernte ſich um die beſtimmte Stunde aus ihren Zimmern. Die Fremden kamen. Die Zofe erklärte ihnen, daß ſie Befehl habe, ihrer Gebietherinn ihre Nahmen zu melden, ſonſt würde ſie ſie auf keinen Fall ſprechen. Da ſtieß der erſte von ihnen unwillig mit dem Fuße gegen die Erde, daß der Harniſch raſſelte — aber ſeinen Nahmen nannte er nicht. So hinterbrachte die Zofe Eliſabethen

ihre Nachricht, und Kämpfe und Zweifel währten fort.

Es war einer der heitern späten Herbsttage, wo die sterbende Natur noch ein Mahl ihre Reize sammelt, um ihren Abschied zu verschönern. In Elisabeths Seele war keine Empfänglichkeit dafür. Unstät durchstreifte sie die Gänge des Klosters, warf sich jetzt im heißen Gebethe vor einem Altare nieder, und sprang dann wieder entsetzt empor; denn sie wurde sich bewußt, daß sie die ganze Zeit, statt zum Himmel zu flehen, mit einem irdischen Bilde beschäftigt gewesen war. Da schlug gegen Abend die Zofe, der sie ihre Unruhe vergebens zu verbergen suchte, ihr einen Gang in's Freye vor, um sich zu zerstreuen. Elisabeth folgte willenlos; — sie wandelten durch die Thalschlucht, wo die nackten Felsen, die verödete Burg auf ihrem Gipfel *), die sterbende Natur umher in Elisabeths Gefühle stimmten. Jetzt wandten sie sich links in den Wald, dessen Blätter schon meist unter ihren Füßen rauschten. Da stand die Zofe still. — Elisabeth sah sich um, — zwey Gewaffnete traten plötzlich hinter dem Felsen hervor; — sie wollte fliehen. Eine nur zu bekannte Stimme rief ihren Nahmen in einem Tone, der alle Saiten ihres Herzens er-

schütterte, und jede Bewegung hemmte. Sie blieb mit hochklopfendem Herzen unbeweglich stehen. „Wo bist du, Elisabeth?" rief der Fremde noch ein Mahl. — „O reiche mir die Hand, gib mir ein Zeichen deiner Gegenwart!" Er breitete die Arme aus — jede Rücksicht schwand aus ihren Blicken — sie fühlte, sie dachte nichts als ihn, und sank besinnungslos an Hohenbergs Brust. — Als sie sich aufrichtete, war sie mit ihm allein; die Zofe und der zweyte Fremde waren verschwunden. Sie erkannte nun wohl, daß dieses Zusammentreffen verabredet gewesen war, sie wollte zürnen — ein Laut der Liebe entwaffnete ihren Unwillen. Hohenberg zeigte ihr eine Leidenschaft, an die sie kaum geglaubt hatte, die sie entzückte und berauschte. Bald machte er ihr Vorwürfe wegen ihrer Flucht, die ihn so unglücklich gemacht hatte, bald strömte sein Gefühl in glühendem Danke für ihre Liebe und Treue aus. Sie vermochte nicht, ihre Fassung zu behaupten — sie hatten sich wieder nach langer schmerzlicher Trennung; ihre Herzen, die sich einst im ersten Augenblicke erkannt hatten, schmolzen wieder im seligen Verein in einander, alle Verhältnisse, alle Hindernisse waren in diesen himmlischen Momenten vergessen. Sie gestand

ihm offen ihre Liebe; ſie verbarg es ihm nicht, daß ſie von der erſten Minute an, wo ſie ihn geſehen, den Entſchluß gefaßt hatte, ihm ihr Daſeyn zu widmen. — So überließen ſie ſich einige Augenblicke dem ſüßen Taumel der Vergeſſenheit. Nur zu bald aber erwachte in Eliſabeths Herzen das Gefühl ihres Schickſales, und mit ihm ihre ganze Faſſung. Mit eben der Offenherzigkeit, mit der ſie dem Geliebten vorher ihre Liebe geſtanden hatte, erinnerte ſie ihn an die Kluft, die ſie auf ewig trennte. Er widerſprach ihr heftig; ſeine Leidenſchaft hatte ein Mittel gefunden, ungeſchieden in ſeliger Vereinigung mit ihr zu leben. Eliſabeth hörte tiefbewegt, aber ungläubig dieſe Behauptung. Da erzählte er ihr, wie nach ihrer Flucht aus Waldſee's Schloß ſeine Vermuthung, daß der treue Heinrich ein liebendes Mädchen ſey, zur Gewißheit geworden war, wie dieſe Flucht ſeine Ruhe, ſein Glück zerſtörte, daß nicht das Wiederfinden ſeiner Lieben, nicht die Ausſicht, ſeine Würden und Güter zu erlangen, ihn erfreuen, wie er keinen andern Gedanken faſſen konnte, als das Unglück eines geliebten Weſens, das ſich beyſpiellos für ihn geopfert, und nun ſo unausſprechlich elend ſeyn müßte, das er um ſeinet-

willen hülflos, verzweifelnd in die Welt hinausgestoßen dachte. Er beschloß, sie aufzusuchen, wie schwer das auch in seiner Lage war, und sollte es am äußersten Ende der Erde seyn. — Endlich entdeckte er ihre Spur, folgte ihr, und fand sie — und nun — nun sollte sie nichts mehr trennen! Sie sollte ihm nach Scharnstein folgen, und dort als seine und Adelgundens Freundinn, als ihre Schwester mit ihnen leben. Adelgunde hatte in diese Übereinkunft gewilligt, sie hatte sie ihm sogar vorgeschlagen, da sie seinen Kummer und ihre Verpflichtung gegen ein Mädchen erkannte, ohne deren Beystand, ohne deren treue Liebe sie den Gemahl nie wieder gesehen haben würde. Morgen sollte er sich in Wien bey Herzog Friedrich einfinden, um von ihm die feyerliche Belehnung mit allen seinen wiedereroberten Besitzungen zu empfangen; dann würde er am Abende wieder kommen und sie abhohlen, um sich nie wieder von ihr zu trennen.

Schaudernd vor Entzücken und Schmerz hörte Elisabeth ihn an. Ihr Herz war von tausend streitenden Empfindungen bestürmt, und nur mit großer Anstrengung erhielt sie sich die Kraft, den zauberischen Aussichten, die er ihr mit glühender Leidenschaft schilderte, zu widerstehen. —

Schon ſank dieſe Kraft immer mehr, ſchon fingen ſeine Vorſtellungen an, ihr ausführbarer, hinreiſſender zu erſcheinen — da tönte durch die dämmernde Luft die Veſperglocke des Kloſters, und erſchrocken ſprang die Zofe herzu, um ihre Gebietherinn an die Rückkehr zu erinnern. Eliſabeth riß ſich aus Hohenbergs Armen. „Und du willſt mich verlaſſen?“ rief er, „ehe du meine Bitte gewährt, und meine Unruhe geendet haſt?“ — Eliſabeth ſtand unentſchloſſen. — „Verſprich mir, daß du mich morgen hören willſt, oder entſcheide dich gleich hier!“ Eliſabeth ſchwieg noch — da trieb die Zofe ſie ängſtlich an — die Veſperglocke hatte beynahe ausgetönt; und bald darnach wurde das Kloſter geſchloſſen. „Ich ſpreche dich morgen um dieſe Zeit auf meinem Zimmer!“ rief ſie ſchnell, drückte ſeine Hand noch ein Mahl, und flog das Thal hinab dem Kloſter zu.

Es brauchte lange, bis ſie in dem Sturm ihrer Gefühle ſich eines klaren Gedanken bewußt wurde. Sie war geliebt — ſie war es mit einer Leidenſchaft, die unter günſtigern Umſtänden ſie unausſprechlich glücklich gemacht hätte, und die nun das Maß ihrer Leiden verdoppelte. Sie ſah die Scheingründe wohl ein, auf welche ſeine Hoffnungen ſich ſtützten; ſie durchſchaute

Adelgundens Willfährigkeit, die Nebenbuhlerinn bey ſich aufzunehmen, und ihr Gemüth empörte ſich gegen den Gedanken, daß ſie die Freyheit, den Freund ihrer Seele zu lieben, ihm ihr Leben zu weihen, als eine Gunſt aus fremden Händen empfangen ſollte. Je heftiger ihre Liebe war, je unerträglicher war ihr jede Art von Theilung. Sie fühlte beſtimmt, daß ein ſo widernatürliches Verhältniß unmöglich dauern könnte, daß es zu einer unverſiegbaren Quelle von Kränkungen und Verdrießlichkeiten für alle Theile werden mußte; und ſo arbeitete ſich endlich unter ſchmerzlichen Gefühlen der Entſchluß in ihr empor, dieſen Antrag auszuſchlagen, und allen Bitten Hohenbergs zu widerſtehen. Nicht, ohne jede Wunde ihres Herzens wieder aufzureiſſen, geſchah dieſer Kampf. Sie litt unausſprechlich; aber ſie beharrte auf ihrem Vorſatze. Die Nacht verging unter Thränen und Gebeth; in dieſem ſuchte ſie die Stärke, um einen Entſchluß auszuführen, den Tugend und Vernunft ihr als Geſetz vorſchrieben, und in der Pflichtmäßigkeit desſelben fand ſie wieder Kraft und ſelbſt einige Ruhe, um dem Sturme, der ihr bevor ſtand, gefaßter entgegen zu gehen.

Der Tag bis zum Abende ſchien ihr ewig zu währen; und dennoch zitterte ſie vor dem Au-

genblicke des letzten Wiedersehens. Dieses letzte tönte unaufhörlich in ihrer Seele, und schien die geheimsten Fäden ihres Lebens aufzulösen. Der Abend nahte endlich. Mit jedem Glockenschlage schauderte sie, jeder brachte den bangen Augenblick näher. Jetzt hörte sie männliche Tritte im Vorgemache. Bleich, bebend nahte sie sich der Thür — und Hohenberg, im fürstlichen Gewande, wie er vom Herzoge gekommen war, im stolzen Gefühle seines anerkannten Rechts, seiner wieder erlangten Größe, trat ihr entgegen. Sie erstarrte — beynahe war ihre ganze Kraft in diesem Augenblicke dahin. Sie vermochte nicht zu sprechen — ihr Schweigen befremdete ihn. — „Elisabeth!" fing er an, „was ist das? seyd ihr's auch, die vor mir steht? ihr sprecht nicht?" — Sie reichte ihm die Hand zitternd, schweigend, und winkte seinem Begleiter, sich zu entfernen. „Was ist euch, meine Elisabeth?" rief er mit dem Tone der innigsten Liebe, „was soll dieß kalte Schweigen, in dem Augenblicke, wo ich hoffe, alle meine und eure Wünsche erfüllt zu sehen?" Ein tiefer Seufzer drängte sich bey diesen Worten aus ihrer Brust. „Kommt," sagte sie endlich, „gebt mir eure Hand, laßt mich mein altes Amt wieder bey euch verwalten, laßt euch von mir

führen." Er folgte ihr in ein inneres Zimmer; im Gehen schlang er seinen Arm um sie, und zog ihre Hand an seine Brust: „O wie lange hat mich diese liebe Hand nicht geleitet, die mich sonst so oft, so liebevoll führte!" Er war stehen geblieben, sie mit ihm; diese Erinnerung an eine schöne vergangene Zeit überwältigte sie, ihre Thränen strömten heftig. — „O schont, schont meiner," rief sie, „mit diesen Erinnerungen — wir müssen uns trennen!"

„Trennen?" rief Hohenberg wild. „Wer wagt es, dieses Wort auszusprechen? welche Macht der Erde kann mir mein Leben, mein Glück entreissen, das ich nur in dir finde? wer kann uns trennen?"

Elisabeth beschwor ihn, sie gelassen anzuhören. Sie setzten sich. — Sie fing an, ihm mit aller Kraft, die sie gesammelt hatte, die Gründe darzulegen, die sie abhielten, in seinen Vorschlag zu willigen. Er hörte sie nicht; sein stürmendes Gefühl riß ihn über alle Bedenklichkeiten hin, er warf ihr Mangel an Liebe, Unbeständigkeit vor, er führte ihr das Beyspiel des Grafen von Gleichen an [*]), dessen Geschichte noch in frischem Andenken war, seine eigenen, ganz unsträflichen Absichten, Adelgundens Einwilligung,

und den Umstand, daß er diese nie eigentlich geliebt, daß sie sich in einer zufriedenen Ehe immer mit seiner Achtung, mit den Rechten einer Mutter seiner Kinder begnügt hatte, ohne Ansprüche auf die schönen Gefühle seines Herzens zu machen, und daß sie also durch diese neue Theilung eigentlich nichts verliere, was sie vorher besessen. Elisabeth blieb unerschüttert. Aber nun leitete ihn seine Liebe einen Weg, der sicherer zu ihrem Herzen führte. Er mahnte sie an jene Tage der Liebe und Seligkeit, wo sie unzertrennlich vereinigt, jede Freude, jeden Schmerz, jedes kleine Ereigniß getheilt hatten, wo sie sein Auge, sein Stab, sein Alles gewesen, wo er die Welt durch sie und um ihrentwillen wieder kennen und lieben gelernt hatte — an jene schönen Tage in Seusenburg, an jene noch seligeren ihrer Pilgerreise, wo sie ihm so oft geschworen, ihn nie zu verlassen, wo die Vermuthung, daß sie ein Mädchen, daß ihre Empfindung für ihn etwas anderes als kindliche Zuneigung sey, ihn so unaussprechlich selig gemacht hatte. Er schilderte ihr seine Verzweiflung nach dem Tage ihrer Flucht, und mahnte sie an ihre Schwüre, an ihre Verheissungen.

Eliſabeths Gefühl ſchmolz in wehmüthig ſüßer Rührung. Weinend lag ſie in ſeinem Arme, ſtets noch überzeugt, daß ſie nicht einwilligen dürfe, aber beynahe an ihrer Stärke verzweifelnd. Ihre Thränen floſſen unaufhaltſam; er hörte ſie weinen — heftig drückte er ſie an ſeine Bruſt: „O wer auch weinen könnte, wie du! mir iſt die Wolluſt der Thränen mit den Augen geraubt!" Dieſe Worte, dieſe Erinnerung an ſein Unglück zerriſſen Eliſabeths Herz, und zernichteten ihre Kraft. Es ſchien ihr, als könnte ihr Wohlſeyn, ihr Ruf, ja ihr Seelenfrieden in keinen Betracht kommen, wenn ſie ſein nächtliches Geſchick erheitern, und mit dem Opfer ihres Daſeyns ſein Glück erkaufen könnte. Schon ſtieg das Bild eines ungetrennten Zuſammenlebens glänzender vor ihren Blicken empor, ſchon ſchwanden die Hinderniſſe, die Mißverhältniſſe aus ihrem Bewußtſeyn, und die entzündete Phantaſie mahlte die Folgen ihres Schrittes in ſchimmernden Farben. Sie ſprang auf — ſie hatte beſchloſſen, ſein zu werden, ſie wollte ihm feyerlich die Hand zum Schwur ewiger Treue reichen, da riß, indem ſie ſich ſchnell aus ſeinen Armen erhob, ein goldener Haken ſeines Gewandes die ſeidene Schnur entzwey, an der ſie ſeit' dem

Vorgange am Erlaphsee ein Bild der heiligen Jungfrau um den Hals trug. Das Bild von Gold, künstlich gearbeitet, fiel zu ihren Füßen nieder, und unterbrach den Taumel, in dem ihre Seele schwamm. Sie hob es auf — die Veranlassung, warum sie es trug, ihr jetziger Entschluß, der ihr plötzlich jenem am Ufer des Sees zu gleichen schien — fielen schreckend und schwer auf ihr Herz. Es sank ihr wie ein Schleyer von den Augen; sie sah die Gefahr, in die sie sich stürzen wollte, sie ermannte sich, blieb ein paar Augenblicke kämpfend stehen, ihre Kraft kehrte zurück, und statt, wie sie Willens gewesen war, Hohenbergs Bitten nachzugeben, erklärte sie mit neuer Festigkeit ihren Vorsatz, nie einzuwilligen, und wandte sich mit edler Wärme an sein eigenes Bewußtseyn. Sie schilderte ihm mit immer steigender Begeisterung den Lohn erfüllter Pflicht; sie ließ ihn Adelgundens traurige Lage, die allein sie zu jener Willfährigkeit vermocht haben konnte, den zerstörten Frieden eines ruhmvollen Hauses, ihren eigenen befleckten Ruf, die Folgen eines so seltsamen Verhältnisses im düstern Lichte sehen, und erklärte ihm zuletzt, daß es um ihre Ruhe, um ihr Seelenheil geschehen seyn würde, wenn sie in sein Ver-

langen gewilligt hätte, daß sie aber nicht mehr Kraft genug habe, seinen Bitten, seinem Unglücke zu widerstehen, und daher von ihm selbst Schonung und Unterstützung im Kampfe der heiligsten Pflicht erwarte.

Finster, schweigend hatte er ihre lange Rede angehört, ohne sie zu unterbrechen. Als sie geendet hatte, stand er auf. „Ihr habt nun alles gesagt," hob er an, „was Klugheit, Menschenfurcht, und eure nur zu genaue Kenntniß meines Herzens euch eingab. Ich weiß von allem dem nichts mehr, als daß ihr nicht wollt, und daß es euch nicht schwer fällt, euch von mir zu trennen. Was ich empfinde, wie ich euch liebe, und was mein Schicksal seyn wird, kümmert euch wenig. Es sey! — Zwingen kann ich euch nicht, und würde es nie, selbst wenn es in meiner Macht stände; — und so lebt wohl!" Er reichte ihr die Hand, sie sah eine flüchtige Blässe über seine edlen Züge gleiten; seine Stellung war stolz, trotzig beynahe. Wie drängte sie ihr volles Herz, ihm den Irrthum zu benehmen, als wäre Mangel an Liebe die Ursache ihrer Weigerung! Aber sie sah die Gefahr einer solchen Erklärung ein, und schwieg. Zitternd — stumm, von einem Fieberfrost ergriffen, der ihre Glieder durchschauerte,

faßte ſie ſeine Hand, und leitete ihn bis an die Thür des Vorgemachs. „Lebt wohl!“ ſagte er hier noch ein Mahl, ohne ihre Hand zu drücken — ohne ein Zeichen der Liebe. Sie winkte dem Begleiter, und legte des Grafen Hand in die ſeinige. „Lebt wohl!“ ſagte ſie kaum hörbar; ihr Auge folgte ihnen, bis ſie an der Ecke des Kloſterganges verſchwunden waren. In dieſem Momente brach ihre lang gehaltene Kraft zuſammen. Ein düſterer Schleyer webte ſich um alle Gegenſtände; eine gräßliche Kälte drang bis an ihr Herz, und zog es krampfhaft zuſammen — ihre Sinne vergingen — ſie ſtürzte an der Schwelle nieder.

Auf das Geräuſch ihres Falles eilten ihre Zofen herbey; man brachte ſie auf's Bett, und es verging wohl mehr als eine Stunde, ehe ſie zu ſich kam. Sie erwachte, aber ohne Bewußtſeyn ihres Zuſtandes. Fieberphantaſien, ſchreckliche Bilder, die Erzeugniſſe ihres unglücklichen Schickſals, verwirrten ihre Sinne. Ihr Leben war in Gefahr erklärt; und dieſe Gefahr dauerte viele Wochen, in denen ſie ihrer Sinne nie mächtig war. Endlich wich das Übel der Kraft ihrer Jugend; aber ihr Gemüth blieb lange noch krank, und eine tiefe Schwermuth hielt beynahe bis zur Annäherung des Frühlings an. Mit

dem wiederkehrenden Leben der Natur kehrte auch die Kraft ihres Geiſtes, ihre vollkommene Geneſung zurück. Was ſie ausgeſtanden hatte, was mit ihr vorgegangen war, hatte lange in dunklen, traurigen Erinnerungen im Grunde ihrer Seele gelegen; — jetzt erſt erhohlte ſich ihr Geiſt aus ſeiner Betäubung, und es ward ihr klar, was ſie gethan, worauf ſie verzichtet hatte. Sie erkannte die ganze Größe des Verluſtes; aber ſie konnte nicht bereuen, ſo gehandelt zu haben. In dieſem Bewußtſeyn lag der Keim neuer Stärke und Seelenruhe, die nur zuweilen durch die Erinnerung an das traurige Schickſal ihres Freundes, von dem ſie nun ſeit mehr als vier Monathen nichts gehört hatte, getrübt wurde.

Guter Rath.

Es war eine traurig süße Beschäftigung ihrer einsamen Stunden, die Geschichte dieser Entsagung aufzuzeichnen; und sie hatte der einsamen Stunden sehr viele. Wie segnete sie dann das Andenken des guten Pater Eusеb, der ihr in dem ernsten Unterrichte, den er ihr ertheilte, so mächtige Waffen gegen die gefährlichsten Feinde ihrer Ruhe, lange Weile und Schwäche des eigenen Herzens, gegeben hatte! Ihre beyden Unterredungen mit dem Grafen waren der Äbtissinn nicht verborgen geblieben; was sie noch nicht wußte, verriethen Elisabeths Phantasien, die sich alle um den Einen Gedanken seines Verlustes und einer ewigen Trennung bewegten. So wenig sie also Ursache gehabt hätte, ihrer Nichte deßhalb zu zürnen, so war es doch genug, daß sie einen Mann ohne ihr Vorwissen

gesprochen, daß sie leidenschaftlich liebte und eben so wieder geliebt wurde, daß dieser Mann verheirathet, und eben der war, den sie der Gewalt ihres Oheims entrissen hatte, um sie das ganze Gewicht ihres Zornes empfinden zu lassen, sobald sie zum völligen Bewußtseyn ihrer selbst zurückgekehrt war. Vorwürfe und Härte, Kränkungen und Neckereyen, alles wurde angewandt, um Elisabeths Sinn zu brechen, um sie zum leidenden Gehorsam und zur Annahme des Schleyers zu bringen. Es gelang nicht; vielmehr stählte sich ihr verwundetes Herz in diesem stäten Kampfe gegen ungerechte Anmaßungen, und die Base erreichte nichts damit, als daß sie Elisabeths geringen Beruf zum Klosterleben vollends zerstörte, indem diese sich überzeugte, daß jene stille Fassung, jener heilige Friede der Seele, in welchem sie Schutz nach den Stürmen des Schicksals suchte, keineswegs in einer Lebensweise zu finden war, wo Leidenschaften und Ränke nur um so heftiger wirkten, je beschränkter der Raum war, in dem sie sich bewegen konnten.

Sie sann nun mit Ernste darauf, das Kloster zu verlassen, aber sie sann vergebens; denn kein anderer anständiger Zufluchtsort in der Welt

ſtand ihr offen. Die Regel des Hauſes, in dem ſie lebte, war nicht ſtrenge. Es ſtand der Äbtiſſinn frey, unter gewiſſen Einſchränkungen in den Zimmern außer der Clauſur Fremde, ſelbſt angeſehene ältere Männer, zu ſehen. Eliſabeth, als ein weltliches Fräulein, durch keine Ordensregel gebunden, war dann oft gegenwärtig. Ihre Geſtalt, ihr Anſtand, ihre ſeltne Bildung erregte bald Aufmerkſamkeit; die Äbtiſſinn bekam öfter als ſonſt Beſuche von den Beſitzern der nahen Burgen, die auf einmahl viele Geſchäfte mit dem Kloſter zu verkehren hatten. Zwey unter ihnen zeichneten Eliſabethen beſonders aus, ſo wie ſie ſelbſt unter den Übrigen bedeutend hervorragten. Es waren die Ritter von Merkenſtein [9]) und Jörger; Merkenſtein noch in der Blüthe der Jahre, einer der reichſten Edlen des Landes, ſeit kurzen Witwer und Vater zweyer liebenswürdiger Kinder, Helmhard von Jörger, derſelbe, der die Güter der ältern Hohenbergſchen Linie vom Herzoge zu Lehen trug, zwar älter als Merkenſtein, aber noch in der Fülle männlicher Kraft, unverheirathet, und weit umher durch Rechtlichkeit und ritterlichen Muth bekannt. Eliſabeth konnte beyden ihre Achtung nicht verſagen; aber ſie

wies Merkensteins Anwerbung, der sich an ihre Base gewendet hatte, bestimmt ab. Die Base nahm diesen Eigensinn sehr übel auf, nachdem sie selbst, da alle Hoffnung, Elisabethen für's Kloster zu gewinnen, verschwunden war, sich seiner Angelegenheit angenommen hatte, und peinigte ihre Nichte auf's neue. Der Ruf verbreitete die Nachricht, Merkenstein kam nicht wieder in's Kloster nach Mödling; Helmhard näherte sich ihr von nun an nur als älterer Freund, und Elisabeth sah mit vermehrter Achtung, daß er ein wärmeres Gefühl geflissentlich unterdrückte.

Es waren mehrere Wochen vergangen, seit man in der Gegend aufgehört hatte, von Merkensteins fruchtloser Bewerbung zu sprechen, da meldete man Elisabethen eine Frau, die mit ihr zu sprechen verlangte. Die Fremde trat ein, schwarz gekleidet, schwarz verschleyert; sie schlug den Flor zurück, und Elisabeth sah mit Entsetzen Adelgunden von Hohenberg vor sich stehen. — Das Gefühl, das dieser Anblick in ihr erregte, machte sie verstummen; auch Adelgunde schien verwirrt und verlegen um den Anfang ihrer Anrede. Endlich fing sie an:

„Es befremdet euch, Fräulein, mich zu sehen. Das ist natürlich, und ich habe es nicht anders erwartet. Unser Verhältniß ist von der Art, daß Trotz der Achtung, die gewiß keine von uns beyden der andern versagen kann, dennoch jedes persönliche Zusammentreffen peinlich bleiben muß. Darum könnt ihr denken, daß nur eine Sache von höchster Wichtigkeit, die euren sowohl als meinen Vortheil zum Zwecke hat, mich bewegen konnte, euch mit meinem Besuche beschwerlich zu fallen.

Elisabeth hatte von dieser ganzen Rede wenig verstanden. Adelgunde war schwarz gekleidet — das waren zwar damahls viele vornehme Frauen; aber sie war auch schwarz verschleyert, ihr Gesicht trug Spuren eines tiefen Kummers — der Gedanke „Hohenberg ist todt! es ist seine Witwe, die vor dir steht!" hatte ihre Brust krampfhaft ergriffen, und jede andere Besinnung verdrängt. Statt aller Antwort unterbrach sie sie mit zitternder Stimme, und mit der Frage: Ob Graf Ludwig lebe? Sie sah einen bittern Ausdruck über der Gräfinn Gesicht gleiten —: „Er lebt, mein Fräulein, und ist vollkommen wohl!" Nun fühlte sich Elisabeth erleichtert, und bath die Gräfinn, fortzufahren — nicht

ohne geheimes Grauen vor dem, was sie hören sollte.

Adelgunde begann von der letzten Zusammenkunft ihres Gemahls mit Elisabeth. Sie erhob in zierlichen Ausdrücken die Standhaftigkeit und Klugheit, mit der sie einem solchen Sturme zu widerstehen, und sich würdig zu behaupten gewußt hatte. Sie berührte ihre eigene Einwilligung zu dem sonderbaren Schritte ihres Gemahls auf eine Art, die Elisabeths Meinung davon ganz bestätigte, und ihr keinen Zweifel über der Gräfinn wahre Gesinnungen ließ. Sie fühlte alle mühsam geheilten Wunden ihres Herzens aufreissen, aber sie war stark genug, vor solchen Augen den Schmerz nicht zu zeigen, der in ihrem Innern wüthete. Ruhig hörte sie sie an, und sagte nur zuletzt, wohin das alles führen, und was das für ein Zweck seyn sollte, der ihnen beyden so vortheilhaft wäre? Nun erklärte ihr Adelgunde, daß Hohenberg durch ihre bestimmte Weigerung nichts weniger als von seinem Vorsatze abgeschreckt sey. „Er gibt euch nicht verloren, Fräulein, so lange nichts als euer Wille euch hindert, seine Wünsche zu erfüllen; — er weiß, daß ihr ihn liebt, und er kennt die ganze Gewalt dieser Leidenschaft."

Eliſabeth fühlte die Bitterkeit wohl, die in dieſen Worten lag; aber ſo gelaſſen wie vorhin ſagte ſie: „Und was glaubt ihr, edle Frau, daß zu thun wäre, um ihn zu überzeugen?"

Adelgunde ſah Eliſabeth ſeltſam bey dieſer Frage an; — da dieſe aber nichts weiter hinzuſetzte, fuhr ſie nach einer Pauſe fort: „Für's erſte etwas, das ſeine Hoffnungen beſtimmter niederſchlagen müßte, als euer bisheriges Betragen. Gebt meinen Worten keine üble Deutung. Ich erkenne, wie ich ſoll, den Ernſt und die Würde eures Benehmens gegen ihn; aber er weiß, daß die Trennung von ihm euch an den Rand des Grabes brachte, er weiß, daß ihr den Herrn von Merkenſtein, einen würdigen reichen Freyer, ausgeſchlagen habt, daß der biedere Jörger, dadurch verſchüchtert, ſich euch nicht zu nahen wagt. Könnt ihr wohl glauben, daß dieß ſeine Hoffnungen vermindert habe, daß er damit umgehe, einen neuen, glücklichen Verſuch zu wagen?"

Hier überraſchte Eliſabethen ihr Gefühl. Die Erinnerung deſſen, was ſie gelitten, riß ſie hin, und heftig auffahrend rief ſie aus: „O nur das nicht! nur keinen neuen Verſuch! ich würde —" Sie hielt plötzlich inne — ihr Auge fiel auf

Adelgunden, die mit gespannter Erwartung den forschenden Blick auf sie geheftet hielt. — Gelassener fügte sie hinzu: „Der erste hat mir beynahe das Leben gekostet; der zweyte würde sicher mein Tod seyn!"

Adelgunde schwieg, und sah bitter lächelnd vor sich nieder. Sie glaubte anders in Elisabeths Herzen gelesen zu haben. Sie fand in der Heftigkeit, mit der sie vor einem neuen Kampfe zitterte, das Bekenntniß ihrer Schwäche, und die Leidenschaft ihres Mannes für dieß Mädchen erschien ihr doppelt schrecklich.

„Ich kann euch doch versichern, Fräulein, daß ihr nichts weniger als sicher davor seyd. Hohenberg ist in eurer Nähe, in Wien bey König Friedrich. Seine Geschäfte am Hofe könnten längst abgethan seyn. Warum er noch dort verweilt, indeß die Übernahme seiner Stammgüter ihn zu Hause unentbehrlich macht, brauche ich euch nicht zu erklären. Zwey Stunden Wegs trennen euch von ihm. Er ist sich dessen nur zu gut bewußt, was ihr für ihn gethan habt, was ihr zu thun entschlossen waret, wenn sein Schicksal sich nicht so unerwartet geändert hätte. Seine Kundschafter sind auf allen euern Wegen; und nun schließt selbst daraus, was wahrscheinlich erfolgen kann."

Elisabeth hörte mit schmerzlichen Empfindungen diese Rede an. Sie sah die Richtigkeit dieser Vermuthungen ein; und so kränkend mancher Ausdruck für sie war, konnte sie sich doch nicht bergen, daß alles, was die Gräfinn sagte, gegründet und nur zu wahrscheinlich war. Sie schwieg, und beyde blieben eine Weile, ohne zu sprechen, ohne sich anzusehen.

„Und was versteht ihr denn, hob sie endlich an, unter den Schritten, die des Grafen Hoffnung bestimmt niederschlagen könnten?" Adelgunde hob den Blick empor und sah sie forschend und lange an. „Wir stehen auf eine sonderbare Art einander gegen über; es ist kein Wunder, wenn uns Mißtrauen und Furcht jedes Wort der andern verdächtig machen. Darum ist es vor allen nothwendig, uns gegenseitig zu überzeugen, daß wir jede nur unsern eigenen Vortheil befördern, indem wir die Wünsche der andern erfüllen. Wir lieben Einen Gegenstand. Heilige Bande, die, wie drückend sie auch seyn mögen, nie gelöset werden können, binden ihn an mich; aber ohne eure treue Liebe, ohne das, was ihr für ihn wagtet, würde ich ihn nie wieder gefunden haben. Ich danke ihn bloß euch, und so haben wir gleiche Rechte auf ihn; das

erkenne ich willig. Sein Glück ist unser beyder Zweck, in diesem Puncte sind wir sicher eins; das fühle ich an meiner Liebe für ihn, das erkenne ich aus eurem edlen Betragen. Könnt ihr nun ein Verhältniß ausdenken, in welchem diese beyden Rechte und Ansprüche befriedigt, und in dieser Befriedigung auch sein Glück, das uns lieber ist als das unsrige, fest und dauerhaft gegründet werden kann, — so gebt mir es an, zeiget mir die Art und Weise, wie wir es erreichen können, und ich schwöre euch, so wahr ich selig zu werden wünsche, ich will es annehmen, und mich in alles fügen. Gibt es aber keines, wie ich glaube, und ihr auch erkannt habt, so meine ich doch, es wäre das Beste, dadurch für seine häusliche und Gemüthsruhe zu sorgen, daß wir jene täuschenden Hoffnungen, deren Schwanken sein Inneres aufreibt, zu zerstören suchten. Wenn er einsehen wird, daß ihr unwiederbringlich für ihn verloren seyd, wenn jede weitere Hoffnung Thorheit ist, weil sich Hindernisse zwischen euch beyden erheben, die ihr, mein Fräulein, nicht mehr übersteigen könnt, selbst wenn ihr wolltet, Hindernisse, die durch die Religion geheiligt wären, dann würde er eine kurze Zeit sehr leiden, aber sein star-

kes Gemüth, sein Verstand würde ihn bald wieder auf den wahren Weg zurückführen, er würde in seinen häuslichen Verhältnissen, wenn auch nicht selig, doch zufrieden leben, und diese Zufriedenheit wird euer Werk seyn."

Adelgunde schwieg. Elisabeth hatte sie durch kein Wort, keinen Blick unterbrochen, aber die Bewegung ihres Innern mahlte sich in ihren stets mehr erlöschenden Augen, auf ihren erbleichenden Wangen. — Endlich stand sie auf, both der Gräfinn die Hand, und sagte: „Ich habe euch verstanden. Daß ich eure Rechte anerkenne, hat euch mein Betragen gezeigt, seit dem ersten Augenblicke, der uns zusammenbrachte. Ich habe gelernt, Opfer zu bringen, nur müssen sie mich allein betreffen. Ein anderes Wesen durch täuschende Vorspiegelungen unglücklich zu machen, um meine Pflicht gegen einen ältern Freund zu erfüllen, erlaubt mein Bewußtseyn mir nicht. Einen Stand zu ergreifen, der meiner Überzeugung widerspricht, kann ich um meines Seelenheils willen nicht. Übrigens seyd versichert, daß ihr in kurzem keine Ursache mehr haben werdet, etwas von mir zu befürchten. Seyd glücklich, und macht glücklich!" Bey diesen Worten, die sie mit gen Himmel

gerichteten Augen aussprach, indem einzelne Thränen über ihre Wangen glitten, reichte sie Adelgunden noch einmahl die zitternde Hand. Diese stürzte stumm und tief bewegt an ihre Brust, dann rissen sie sich aus einander, und schieden.

Entſchluß.

Als Eliſabeth zuerſt wieder im Stande war, über das Vorgefallene nachzudenken, erkannte ſie die Nothwendigkeit eines entſcheidenden Schrittes, der ſie unwiederbringlich von Hohenberg trennen. Der Schleyer oder eine Heirath, lagen als unausweichbare Pfade vor ihr — einer mußte betreten werden, und ihr graute vor jedem. Mit der Anſtrengung aller ihrer Seelenkräfte ſuchte ſie einen dritten zu erſinnen. Es fand ſich keiner; denn wo ſie hinfliehen, wo ſie ſich auch verbergen wollte — die Liebe, die ſie in dieſer Freyſtatt aufgefunden, würde es überall. Die Hoffnung war nicht benommen, da Ludwig die Stärke ihrer Neigung kannte. Ein paar Tage waren in fruchtloſem Nachſinnen vergangen, da ſchickte die Äbtiſſinn zur ungewöhnlichen Stunde zu ihr und ließ ſie rufen. Eliſa-

beth erſchien. Mit ſtrengem Angeſichte und harten Ausdrücken kündigte ſie ihr an, daß ihr Oheim Seuſenburg, der endlich ihren Aufenthalt erfahren, und ſo manches Vergehen, ſo manche ſtrafbare Handlung an ihr zu rächen habe, als Haupt der Familie und als Vormund auf ihrer Rückkehr — auf ihrer Auslieferung, wenn ſie ſich weigerte, beſtehe, und allenfalls gerichtliche Hülfe gegen ſie aufzurufen geſonnen wäre. „Nur Ein Ausweg," ſetzte ſie hinzu, „bleibt dir offen. Bleib hier unter meinem Schutze, aber nicht in dieſer Zwittergeſtalt, zwiſchen einer verliebten Abenteuerinn und einer Bewohnerinn eines heiligen Hauſes, gib deinen ehebrecheriſchen Liebeshandel auf, und ſuche unter dem heiligen Schleyer Verzeihung für deine Sünden von Gott, und vor der Welt die verlorne Ehre wieder zu erhalten. Eliſabeths Entrüſtung ſtieg mit jedem Worte ihrer Tante. Ein dunkles Roth, das ihre Wangen überzog, und ihr funkelndes Auge verkündigten, was in ihr vorging. Sie ſchwieg, nachdem die Äbtiſſinn zu reden aufgehört hatte, noch eine gute Weile. Dieſe fuhr endlich ungeduldig auf — „Nun wie wirds? magſt du antworten?"

„Es wundert mich, gnädige Frau, daß ihr so oft berührte Sachen wieder erwähnen mögt. Ich habe euch auf ähnliche Fragen immer dieselbe Antwort gegeben — ich kann den Schleyer nicht nehmen. Was meines Oheims Forderungen betrifft, die ganz ungerecht sind, so gibt es ja doch noch in der Welt einen Richter über ihm und mir. König Friedrich, der meines Vaters Andenken achtet, und mir schon Proben seiner Huld gegeben hat, wird die Tochter des treuesten Anhängers seines Hauses nicht den Händen böswilliger Menschen überlassen."

Bey diesen Worten neigte sie sich ehrerbiethig und wollte sich entfernen — aber die Äbtissinn rief sie mit zornigem Tone zurück: „Du willst mir trotzen, boßhaftes Geschöpf! trotze nur, poche nur auf die Gunst des Königs, du bist noch nicht in Wien, du hast den Weg zu seinem Throne noch nicht gefunden! — Das Übrige wird sich schon geben. — Jetzt geh' mir aus den Augen."

Elisabeth ging. Sie überlegte, was zu thun war. Nach einigem Nachdenken setzte sie sich hin, und schrieb an den Kanzler des Königs, den sie wohl kannte, und schilderte ihm ihre Lage und ihr Anliegen nachdrücklich; dann gab sie den

Brief einer Zofe, um ihn durch einen vertrauten Bothen ſogleich nach Wien zu ſenden. Drey Tage vergingen, es kam keine Antwort. Da nahte ſich ihr in der Dämmerung, wie ſie nach der Veſper in ihr Zimmer gehen wollte, die alte Pförtnerinn des Kloſters und flüſterte ihr zu, ſie möchte in einer Stunde, wenn es finſter geworden, ſich an einem bezeichneten Orte im Kreuzgange einfinden, weil ſie ihr etwas zu ſagen hätte. Das ſchien Eliſabeth ſonderbar. Hohenbergs Bild ſtellte ſich ihr lebhaft dar, ſie ſtand an, ob ſie der Einladung folgen ſollte. Das Alter, die ſtrenge Geſinnung der Kloſterfrau bürgten ihr für die Unſträflichkeit ihrer Abſichten, und ſie fand ſich an dem beſtimmten Orte ein. Nach einer langen Einleitung, und nachdem Eliſabeth ihr heilig hatte verſprechen müſſen, gegen niemanden, am wenigſten gegen die Äbtiſſinn ſich auch nur von fern etwas merken zu laſſen, entdeckte ſie ihr, daß ihre Zofe den Brief, den ſie nach Wien hätte ſenden ſollen, vorgeſtern der Frau Äbtiſſinn eingehändigt habe, daß ſie, die Pförtnerinn, es zufälliger Weiſe geſehen, aber ſeit dem keine Möglichkeit gefunden habe, Eliſabeth unbemerkt zu ſprechen. Eliſabeth fühlte ſich empört, allein ſie äußerte nur ihren

Dank für die Warnung, bath die gute Alte, ferner ihre Freundinn zu bleiben, und ging auf ihr Zimmer, wo sie nun mit Ernst darauf sann, sich den Ränken ihrer Tante und der Gewalt ihres Oheims zu entziehen. Seit Hohenbergs Abwesenheit im Kloster hatte das strenge Geboth der Äbtissinn ihr jeden Besuch eines Fremden anzunehmen untersagt, jene Dirne, die die Zusammenkunft im Walde vermittelt, hatte sie nach ihrer Genesung selbst verabschiedet, die, welche sie jetzt bedienten, standen, ohne daß es Elisabeth ahndete, im Solde der Äbtissinn, und waren erkauft, ihr jedes Wort, jede Handlung ihrer Nichte zu hinterbringen. So kam auch der Brief in ihre Hände, und es war daher nicht leicht, diesen Schlingen zu entgehen.

Doch schon am folgenden Tage both sich ihrem Geiste ein anständiges und sicheres Mittel dar. Man rief sie zur Äbtissinn, weil Besuch da war. Herr Helmhard von Jörger war mit einem seiner Nachbarn gekommen, der ein Geschäft mit dem Kloster zu schlichten, und sich Jörgers Fürsprache ausgebethen hatte. Das Geschäft war beynahe abgethan; aber es mußten Schriften durchsehen und unterzeichnet werden; die Äbtissinn ging mit dem Fremden und dem Pfleger des

Klosters in ein Seitenzimmer. Elisabeth sollte Jörgern Gesellschaft leisten. Sie sah sich nicht so bald mit diesem rechtschaffenen Manne allein, als sie beschloß, die Gelegenheit, die ihr der Himmel darzubiethen schien, alsogleich zu benützen, sich ihm zu entdecken, und ihn um seine Verwendung für ihre Freyheit am Hofe des Königs zu bitten. Jörger hörte ihr mit Wohlgefallen und Freude zu; die ruhige Klarheit ihrer Ansichten, die schöne Gelassenheit ihres Vortrags, so fern von allen Klagen, daß sie vielmehr eine fremde Geschichte, als ihr eigenes Geschick zu erzählen schien, regten seine alte Neigung zu ihr, die bis jetzt nur der gebiethenden Vernunft gewichen war, sichtbar auf. Eine lebhafte Theilnahme mahlte sich in seinen Zügen, mit Heftigkeit ergriff er, als sie geendet hatte, ihre Hand, und versprach ihr in Ausdrücken, die sie tief in den Grund seines Herzens blicken ließen, alles für sie zu thun, was in seiner Macht stände. Die achtungsvolle Dankbarkeit, der stille Ernst, mit welchem Elisabeth sein Anerbiethen annahm, schlug die Lebhaftigkeit seiner Äußerungen in etwas nieder, und um so besser gelang es nun beyden, sich über die zweckmäßigsten Schritte zur Erreichung ihrer Absicht zu berathen. Jör-

ger fand es für gut, auch mit Friedrichs Gemahlinn, der Prinzessinn Elisabeth von Arragonien, besonders zu sprechen, und diese Fürstinn, deren mildes Gemüth, so wie ihre gnädige Gesinnung gegen ihn selbst, ihm bekannt war, für seine Freundinn zu interessiren. Jetzt trat die Äbtissinn ein, Joerger hatte nur so viel Zeit, Elisabeth zuzuflistern, daß er morgen sogleich nach Wien reiten werde, und die Unterredung verlor sich in ein allgemeines Gespräch.

Etwas ruhiger sah nun Elisabeth den kommenden Ereignissen entgegen, es gab ihr ein angenehmes Gefühl, auf einen verläßlichen treuen Freund rechnen zu können, und wenn bey einem jüngern Manne die Äußerungen einer lebhaften Neigung, die sie nicht zu erwiedern im Stande war, sie beunruhigt haben würden, so nahmen Jörgers Jahre und Charakter diese Sorge großen Theils von ihrem Herzen. Einige Tage darnach nahte sich ihr die Pförtnerinn auf dieselbe geheimnißvolle Art, wie das erste Mahl, und steckte ihr einen Brief zu, den ein Reisiger, der schon seit zwey Tagen um das Kloster herum geschlichen war, ihr eingehändigt hatte. Der Brief war aus Scharnstein. — Bebend — zweifelnd hielt sie ihn eine Weile in der Hand. Erst nach-

dem sie sich gefaßt und alle ihre Kraft zu Hülfe gerufen hatte, öffnete sie ihn. Der Burgkapellan hatte ihn geschrieben, im Nahmen seiner Gebietherinn; der Brief war von Adelgunden. Graf Ludwig hatte ihren Besuch bey Elisabeth erfahren. Ihm ahndete nichts Gutes von dieser Zusammenkunft, und schnell beschloß er auszuführen, was er lange im Stillen vorbereitet hatte, sich Elisabethen wieder zu nähern, sie zu sprechen, und wenn es ihm nicht gelänge, durch Bitten das Ziel seiner heißen Wünsche, ihre Einwilligung zu erhalten, sie mit Gewalt zu entführen, fest überzeugt, daß, wenn sie einmahl in seiner Macht, wenn sie beständig um ihn seyn, und vor ihrem Bewußtseyn die Entschuldigung des Zwanges haben würde, sich vieles leicht und freundlich lösen würde. Bald in eigener, bald in verstellter Tracht war er näher und ferner um das Kloster herum geirrt, und hatte unzählige Versuche gemacht, sie zu sprechen, oder auf einem Spaziergange, wie einst, zu überraschen. Alle waren, nicht durch Elisabeths Willen, die nichts davon ahndete, sondern durch die Späher und Wächter, welche die Äbtissinn um sie unterhielt, zum Theil auch dadurch vereitelt worden, daß Elisabeth jeder Freude entfremdet,

den Umfang der Klostermauern seit ihrer Genesung nicht mehr verlassen hatte. Der Klostergarten mit seinen Tannen und Eichen, von hohen Mauern und höheren Felsen umgeben, war der einzige Ort, an welchem sie der freyen Luft genoß. Das wußte Hohenberg nicht. Er hielt die Zerstörung aller seiner Plane, aller kühn ersonnenen Anschläge für eine Wirkung von Elisabeths unerbittlicher Strenge, und da er die ganze Tiefe ihres Gefühls kannte, da er wußte, daß er geliebt ward wie wenig Männer, so sah er in dieser erneueten Entschlossenheit nichts als die Folgen jener Unterredung mit seiner Frau. Seine Leidenschaft, durch so viele Hindernisse entflammt, war nun entschlossen, alle Schranken zu durchbrechen. Die vorige Achtung gegen Adelgunden verwandelte sich in Abneigung, und so hatte er ihr angekündigt, daß er nicht mehr länger an einem Orte mit ihr wohnen könne, und daß sie sich eine seiner Burgen zu ihrem künftigen Aufenthalte wählen sollte.

Adelgundens Brief enthielt von diesen Begebenheiten das, was sie wissen konnte, das Übrige hatte sich Elisabeth, die nun durch die Pförtnerinn mit ihrer eigenen Lage im Kloster

bekannt worden war, leicht hinzu gedacht, und wenn auf der einen Seite der Schmerz ihres Freundes ſie tief bekümmerte, ſo konnte ſie auf der andern der unglücklichen Gattinn ihr volles Mitleid nicht verſagen. Ihre Thränen ſtrömten unaufhaltſam, ohne daß ſie wußte, wen ſie aus allen Dreyen am meiſten beweine. Nach langer Zeit, als ſie zu verſiegen anfingen, warf ſie ſich vor dem Altar in ihrem Zimmer nieder, und flehte zu Gott um Kraft, das Einzige thun zu können, was hier Noth war, was allein noch des Freundes Bewußtſeyn und ihren innern Frieden retten konnte. Sie war kaum vom Gebethe aufgeſtanden, als man ihr Herrn Jörger meldete, der mit Erlaubniß der Äbtiſſinn ſie zu ſprechen verlangte. Ein geheimer Schauder durchlief ſie bey dieſem ſeltſamen Zuſammentreffen, bey dem Gedanken an das, was nun unmittelbar gethan werden ſollte, und ein hohes Roth überzog ihre Wangen. Jörger trat ein. Sein Geſicht verkündete nicht viel Gutes, Eliſabeth las mit vorahndendem Geiſt die abſchlägige Antwort des Kaiſers darauf. Es war nicht ganz ſo, aber nicht viel beſſer.

Sie ſetzten ſich. Mit einiger Verlegenheit, und einer Schonung, wie ſie kaum ſie von dem

rauhen Krieger erwartet hatte, berichtete er ihr, daß der König nicht in Wien, sondern nach Ungarn gereiset sey, um Hülfsvölker gegen Ludwig von Baiern zu werben. Die Königinn empfing ihn freundlich, sie hörte ihn mit Theilnahme an, sie ging gütig in die Lage der unglücklichen Elisabeth ein; aber sie erklärte, daß es ihr unmöglich sey, in einem Zeitpuncte sich für sie zu verwenden, und sie öffentlich gegen ihre Verwandten in ihren fürstlichen Schutz zu nehmen, wo Graf Hohenberg zum Ärgerniß der ganzen Welt damit umginge, sich von seiner rechtmäßigen Gemahlinn zu scheiden, und wo die ganze Welt Fräulein Elisabeth als die einzige Ursache dieses auffallenden Schrittes nannte.

Elisabeth nahm schweigend und ohne merkliche Erschütterung diese neue Härte ihres Geschickes auf. In der Bewegung, in welcher ihr Gemüth sich seit dem Empfange jenes Briefes befand, und die durch die Äußerungen der Königinn noch vermehrt wurde, schien diese Vereitelung ihrer Hoffnungen ihr geringfügig. Viel tiefere, viel lebhaftere Sorgen beklemmten ihr Herz. Da hob Herr Jörger von neuen an: „So stehen nun die Sachen, mein Fräulein, und ihr habt weder von dem Kaiser Schutz, noch

von eueren Verwandten Schonung zu erwarten. Euere Baſe wird in euch dringen, den Schleyer anzunehmen, und wenn ihr euch ſtandhaft weigert, euch euerem Oheim übergeben. Wie es euch bey dieſem ergehen wird und kann, wißt ihr ſelbſt. In dieſer Lage höret nun auch den Rath und das Anerbiethen eines treuen, euch ganz ergebenen Freundes, und legt mir nicht unrecht aus, was ich aus Mangel ſchicklicher Worte vielleicht nicht ſo vorbringen kann, wie es mein redliches Herz wünſcht. Es kommt, wie mich dünkt, alles darauf an, einen anſtändigen und ſicheren Zufluchtsort zu finden, wo ihr frey nach eurem Gefallen leben könnt, ohne von den Forderungen eures Oheims beunruhigt zu werden. Einen ſolchen Ort wüßte ich euch nun, wenn ihr ihn nicht verſchmähet. Ich habe eine Schweſter, ſie iſt Witwe, und wohnt auf ihrem Witthume, zwey Stunden von Hohenberg ſeitwärts gegen das Land hinaus. Es iſt eine gute, fromme und verſtändige Frau, die euch mit Freuden aufnehmen und mütterlich lieben wird; denn — liebes Fräulein — zürnt mir nicht wegen deſſen, was ich jetzt ſagen werde, ſie liebt mich herzlich, ſie weiß, wie ſehr ich euch verehre, und welche Freude ſie ihrem Bruder macht,

wenn sie sich eurer annimmt. Dorthin nun will ich euch geleiten, liebes Fräulein, wenn es euch ansteht, dort könnt ihr vor jeder Nachstellung sicher seyn. Mit Gutem gibt euch meine Schwester nicht heraus, und gegen Gewalt bin ich im Stande, euch zu vertheidigen. Ja, liebes Fräulein," fuhr er fort, indem er aufstand, Elisabeths Hand ergriff und an seine Brust drückte, seine Augen von kriegerischem Muthe blitzten und eine dunkle Röthe sein Gesicht überzog: „Ich werde euch vertheidigen, wenn es nöthig ist und ihr es erlaubt, so lange ich ein Schwert führen kann, so lange ein Blutstropfen in mir ist. Das schwör' ich euch, und so seyd ganz unbesorgt."

Elisabeth sah ihn an. Sie sah den Ausdruck eines edlen muthvollen Herzens in diesen Zügen, die nichts weniger als unangenehm waren, sie sah die warme Neigung des redlichen Mannes gegen sie, die er so lange zurück gehalten, dem Hervorbrechen nahe, und eine leise Stimme flisterte ihr zu, daß das, was geschehen müsse, zu keiner bessern Stunde geschehen könne. Ihr Herz floß von Dankgefühl gegen seine Liebe über, und so zog sie seine Hand mit der ihrigen freundlich an sich, drückte einen leichten Kuß kindlicher Zu-

neigung darauf, und wollte ſich weiter erklären, als Jörger überraſcht, überwältigt, ihr zu Füßen ſtürzte und ohne Wort — denn die heftige Bewegung hemmte jeden Laut, eine unwiderſtehliche Leidenſchaft bekannte. Ihre Thränen fingen an zu fließen; achtungsvoll, gerührt hob ſie den verehrten Freund auf, und bath ihn, ſie ruhig anzuhören, weil ſie ihm noch etwas Wichtiges anzuvertrauen habe.

Er ſetzte ſich zu ihr, er wagte es, ſeinen Arm um ihren ſchlanken Leib zu ſchlagen; ſie duldete es, ohne ſein Entzücken zu theilen, und fing nun an, ihm mit Beſonnenheit und Zartheit die Geſchichte ihrer Bekanntſchaft mit Hohenberg, ihre Flucht, ihre Trennung, ſeine letzten Verſuche, ihre Vorſätze, Adelgundens Brief, kurz, alles zu erzählen, was bis zu dieſer Stunde vorgegangen war. Dann ſchloß ſie alſo: „Ich erkenne die Nothwendigkeit, durch einen entſcheidenden Schritt Hohenbergs Hoffnungen auf einmahl zu vernichten. Er muß wiſſen, daß es nicht mehr in meiner Macht ſteht, ſeine Wünſche zu erfüllen, ſelbſt wenn ich wollte. Hierzu iſt nächſt dem Schleyer, den ich verabſcheue, kein anderes Mittel, als eine Heirath. Mein Herz iſt nicht frey, ich geſtehe es; aber ich habe Willen, Muth

und Kraft, eine Leidenſchaft, die ich als ſündlich erkenne, zu bekämpfen, und ich hoffe ſie zu beſiegen. Euch, Herr Ritter, ſchätze ich nach meinem Vater und Graf Hohenberg, unter allen Männern, die ich je gekannt habe, am meiſten; ihr wollt mir wohl, ihr habt mir ein edles Anerbiethen gethan, wofür mein Herz euch ewig, ewig verpflichtet ſeyn wird, ſelbſt, wenn ihr mein jetziges Verlangen nicht erfüllen könnt oder wollt. Könnt ihr euch aber entſchließen, die Hand einer Perſon anzunehmen, die frey bekennt, daß noch zur Stunde ein anderes Bild, als das eurige, in ihrem Herzen lebt, könnt ihr für eure häusliche Zufriedenheit euch mit den Gefühlen der innigſten Achtung, der Dankbarkeit und mit dem redlichen Streben eines treuen Gemüthes begnügen, das ſich eurer Güte ſtets würdiger zu machen ſuchen wird, ſo nehmt mich zu eurer Gemahlinn an, und ich ſchwöre euch zu Gott und der heiligen Jungfrau, daß ich meine Pflichten getreu erfüllen werde." —

Helmhard hatte Eliſabeths Rede mit immer ſteigender Bewegung angehört — den Schluß ließ er ſie nicht vollenden. Außer ſich vor Liebe und Entzücken ſchlang er beyde Arme heftig um ſie, drückte ſie an ſeine Bruſt, und war nicht vermö-

mögend ihr durch Worte sein Glück auszudrücken; aber er zog einen kostbaren Ring vom Finger, und steckte ihr denselben an die Hand, und als er sich ein wenig gefaßt hatte, als er sie, die vor inniger Rührung weinend vor ihm saß, lange und sehnsüchtig betrachtet hatte, hob er an: „Fräulein! Fräulein! ihr habt heute einen sehr glücklichen Menschen aus einem sehr unglücklichen gemacht. Ich habe euch lange geliebt, aber euer Betragen hat meinen Wünschen ein strenges Stillschweigen auferlegt. Was ihr jetzt an mir gethan habt, habe ich nie zu denken, viel weniger zu hoffen gewagt. Ja, ich nehme euch zu meiner Gemahlinn, mit Freuden, mit Dank gegen Gott und euch. Ich kenne euer Herz und verlange nichts mehr von euch, als was ihr mir geben könnt. Bin ich doch schon durch den Besitz der frömmsten, klügsten, schönsten Jungfrau glücklich genug. Seyd mein gutes Weib, meine treue Ehewirthinn, das Übrige wird sich geben." Und nun schloß er sie von neuem ruhiger in die Arme, und drückte einen ehrerbiethigen Kuß auf ihre Lippen. Hierauf nahm auch sie einen schönen Juwel, ein Andenken ihrer Mutter, vom Finger, überreichte ihn dem Ritter, und die Verlobung war geschehen.

Eliſabeth ging noch denſelben Abend zu ihrer Baſe, und meldete ihr die Veränderung ihres Schickſals. Die Äbtiſſinn war erſtaunt, halb zornig, halb beſchämt; indeſſen konnte ſie nichts einwenden. Was ihr für Merkenſtein recht geſchienen hatte, konnte ſie an Jörgern nicht tadeln, und ſo gab ſie ihre Einwilligung, und verſprach an den Oheim ſchreiben zu laſſen, und ſich für die ſeinige zu verwenden. Am zweyten Tage hielt Herr Jörger in größter Pracht, von ſeinen Vaſallen, Edelknappen, Reiſigen und eigenen Leuten begleitet, ſeinen Einzug im Vorhofe des Kloſters, um feyerlich um ſeine Braut zu werben. Eliſabeth mußte ſich geſtehen, wie er in der goldſchimmernden Rüſtung von dem ſtolzen Pferde ſprang, daß ihre Wahl, auch was das Äußerliche betraf, von jedermann gebilligt werden müſſe. Die Äbtiſſinn nahm ihn achtungsvoll auf, ſie ließ ſogleich nach Seuſenburg ſchreiben, und der Oheim konnte ſeine Einwilligung zu einer ſolchen Verbindung nicht verſagen. Dann eilte Herr Jörger nach Wien, und meldete es ſeiner Gönnerinn, der Königinn, die hocherfreut über dieſe Löſung des verwirrten Knotens ihn gnädig einlud, das Beylager an ihrem Hofe zu feyern. Hierein wollte Eliſabeth nicht willigen. Sie zog

es vor, auf dem schönen, einsamen Schlosse, wo Jörger zu hausen pflegte, mit einigen Verwandten ihres Gemahls ein stilles, aber tief gefühltes Fest zu begehen. Dann aber folgte sie ihrem Herrn willig, der sie mit aller Pracht, die seiner Frau und einer reichen Erbinn des Hauses Haslau ziemte, am Hofe seines Lehnsherrn einführte.

Klosterzucht.

So war nun beyden Freundinnen ein verhängnißreiches Jahr vergangen, seit sie sich getrennt, und wenig von dem ahndend, was ihnen bevorstand, in ihren Herzen die Hoffnung künftiger Vereinigung genährt hatten. Sie hatte der Strudel der Welt ergriffen und weit auseinander getragen, indeß Herrmann einsam in dem düstern Kloster und dem verlassenen Thale zurück geblieben war, wo einst alle seine Freude wohnte, und jetzt nichts als Trauer und Abgeschiedenheit seiner wartete.

Sein Verschwinden aus der Bibliothek, wo ihm der Abt die langwierige Arbeit aufgetragen hatte, war zuerst bemerkt, und er vergebens gesucht worden. Die Aussage eines Klosterknechts, der ihn mit halsbrechender Kühnheit über die Mauer in den Thurm, wo die Rüstkammer war,

hatte klettern ſehen, und nun, als er hörte, daß man den Novizen ſchon ſeit drey Stunden ſuche, erzählte, was geſchehen war, endlich ſeine ſpäte Zurückkunft in weltlicher Tracht, ſein triefendes Kloſtergewand — alles erregte den höchſten Unwillen und Verdacht noch weit größerer Verbrechen. Er ward vorgerufen und mit Härte, mit kränkenden Ausdrücken zur Rede geſtellt. Im nach-Hauſe Gehen hatte er über die Vorfälle des Tages, über ſein Betragen nachgedacht, und ſich entſchloſſen, freymüthig alles zu bekennen, da er ſich keiner unrechten Abſicht bewußt war. Als man ihn aber noch ungehört als einen Verbrecher behandelte, und ſeine Antworten auf die erſten Fragen mit entehrenden Zweifeln aufnahm, da verhärtete ſich ſein Sinn; er beſchloß gar nichts mehr zu ſagen, und blieb nun ganz ſtumm bey allen Vorwürfen, Fragen und Drohungen des Abtes und Priors. Dieſe unerhörte Verſtocktheit erbitterte ſeine Richter ſo ſehr, daß ſie beſchloſſen, ſeinen Eigenſinn in den Gefängniſſen des Kloſters zu brechen. Man kündete es ihm an; er ſchauderte, aber ſchwieg, und ließ ſich in das feuchte dunkle Gewölbe führen, ohne einen Laut der Klage, ohne eine Bitte um Schonung. Nun gingen der Prior und ein paar alte

Mönche auf Nachforschungen aus; es war nicht schwer, seine Spur an dem Tage, wo er Agnesen zum letzten Mahl gesehen, zu verfolgen. Der Bericht des Knechtes, die Erzählung des Fischers an der Traisen, Frau Mechthilds Beobachtungen gaben endlich ein Ganzes, das die Mönche mit Entsetzen erfüllte, und ihnen doppelte Strenge und Wachsamkeit gegen den trotzigen Jüngling zur Pflicht zu machen schien. Der Prior ging zu ihm in das Gefängniß, wo er drey Tage bey der dürftigen Kost eines Gefangenen, umgeben von Nacht, Einsamkeit und Grabesluft, ohne ein Zeichen der Ungeduld oder der Reue, zugebracht hatte. Er hielt ihm seine Vergehungen, seine sündliche irdische Liebe vor, und suchte ihm durch Androhung zeitlicher und ewiger Strafen Angst und Reue einzuflößen. Herrmann schwieg. Als der Prior geendet hatte, sah er ihn lange an, dann sagte er: „Da ihr schon alles wißt, hochwürdiger Herr, so habe ich euch nichts weiteres zu sagen. Was ich gethan habe, kam mir recht vor, und scheint mir noch so; ihr seht es anders an — und ich bin in eurer Gewalt. Thut mit mir, was ihr wollt und was ihr könnt!" Bey diesem Wort schoß er einen funkelnden Blick auf den Prior, und seine

drohende Stellung, der Blitz seines dunklen Auges erschreckte den Mönch, daß er zurück fuhr. Ein mitleidiges Lächeln, das unwillkürlich um Herrmanns Lippen zuckte, erbitterte den Prior bis zur Wuth. Er verließ den Gefangenen unter schrecklichen Drohungen, und mit dem Vorsatze sich zu rächen.

Pater Hugo hatte das Schicksal seines Lieblings vernommen. Eine leise Anfrage, ob er ihn sprechen könne, wurde bestimmt abgeschlagen. Ein Tag um den andern ging hin, er erkundigte sich fleißig und hörte, daß der Jüngling seine harte Strafe immer mit gleicher Standhaftigkeit ertrüge. Jetzt regte die Erscheinung der Königinn das Kloster und das Thal zu ungewohntem Leben auf. Alles lief durcheinander, alles war mit Anstalten zur Bewirthung der zahlreichen Gäste beschäftigt. Hugo erwartete von dieser veränderten Richtung der Gemüther etwas Günstiges für Herrmann. Er kannte den Abt, und rechnete darauf, daß der Eindruck des Unwillens einem neuen von fröhlicherer Art hatte weichen müssen. Indessen wurde Agnesens Schicksal entschieden, und sein Herz, das Herrmanns Gefühle besser als dieser selbst verstand, trauerte bey dem Gedanken an die Wirkung, die

dieſe Nachricht auf ihn haben würde. Alles, was er thun konnte, war, zu verhindern, daß er ſie nicht unvorbereitet und von niemand anderm als ihm ſelbſt erführe, und er erhielt es unter einem klugen Vorwande vom Prior, daß er ihm die Mittheilung dieſer Nachricht überließ, wenn Herrmann einſt wieder frey ſeyn würde.

So war denn, während dieſer in den düſtern Verließen des Kloſters ſein Schickſal erwartete, vielleicht über ſeinem Haupte das ſeiner Agnes entſchieden worden. Sie hatte über ihm gewandelt, ihre Thränen waren um ihn in dieſer Nähe gefloſſen, und ſie war ſchon geſchieden, ſchon weit, weit von ihm entfernt, ohne daß er von Allem dem nur das Mindeſte ahnete.

Als das Stift nach dem Abzuge der Königinn und ihres Gefolges wieder ſtill geworden war, wendete ſich der Sinn des Abtes und Priors zu ihrem Gefangenen, den ſie während der Tage voll Zerſtreuungen beynahe vergeſſen hatten. Daß Agnes entfernt, und ſo der wichtigſte Anſtoß aus dem Wege geräumt war, hatte den Abt milder gegen ihn geſtimmt, ſo wie eine Art von Schadenfreude darüber dem Prior das Gefühl geſättigter Rachgier gab, und ſeinen Haß minderte. Jetzt näherte ſich Pater Hugo dem

Abte, der ihn immer mit Achtung behandelt hatte; er versuchte es, für Herrmann zu sprechen, sein Vergehen als eine jugendliche Übereilung, seinen Trotz als ein mißverstandenes Selbstgefühl darzustellen, und der Abt schien diese Ansicht aufzufassen, besonders da ihm, wenn er nicht zu den äußersten Mitteln schreiten wollte, bey einem Character, wie Herrmann ihn zeigte, nichts anders zu thun übrig blieb. Er wurde gerufen, und ihm angekündigt, daß, wenn er Besserung versprechen und sein Versprechen halten wollte, er diese Strafe als eine gnädige Zurechtweisung ansehen, und sich für die Zukunft zur Warnung sollte dienen lassen. Ungerührt von dieser Gnade, wie vorhin von seiner Strafe, nahm er anständig und mit wenig Worten die Verzeihung des Abtes an, und eilte in Pater Hugo's Arme, um von dort — denn schon dämmerte der Abend — an die Gartenhecke zu Agnes zu fliegen.

Auch in ihm war seit jenen Stunden, wo Agnes ihn weinend in ihren Armen hielt, wo sie mit Entzücken sein Wiedererwachen feyerte, wo er mit ihr vor der Fischerhütte saß, und das liebliche Geschöpf an seine Brust gedrückt hatte, vieles, vieles anders geworden. Während seiner

Gefangenſchaft hatten jene Bilder ihm freundlich Geſellſchaft geleiſtet, und ein Chaos von Wünſchen, Vorſtellungen und Zweifeln, wie er ſie in der ruhigen Beſchränktheit ſeines vorigen Lebens nie gekannt hatte, drängte ſich in ſeiner Bruſt, in ſeinem Kopfe. Bey ſeinem väterlichen Freunde wollte er nun Rath und Beruhigung der Stürme finden, die ſein Inneres aufregten, Hugo's milde Weisheit ſollte ſeine verwirrten Ideen ordnen, ſollte ihm den Weg aus dem Labyrinthe zeigen, aus dem ſein Geiſt allein ſich nicht zu finden wußte. So flog er in ſeine Zelle. — Schon der erſte Empfang ſchlug ſeine ſtolzen Erwartungen nieder. Hugo nahm ſeine heftige Freude mit ſtillem Ernſte auf, er hieß ihn ſeine ſtürmiſche Bewegung mäßigen, und ging ſein ganzes Betragen mit ſtrengem, aber gerechten Tadel durch. Wie manches erſchien nun in einem ganz andern Lichte, als es die feurige Einbildungskraft des Jünglings geſehen hatte! Sein Entweichen von der anbefohlenen Pflicht, der Raub in der Rüſtkammer, der Zweykampf, der nichts als eine Wirkung der Rachbegier war, endlich der ſelbſtmörderiſche Entſchluß, ein Leben, das ſeine Leidenſchaften ihm unerträglich gemacht hatten, in den Fluthen zu

enden! Offen, bis auf die geheimſten Falten lag des Jünglings Herz vor dem unbeſtechlichen Blicke des Greiſen, er zeigte ihm jede verborgene Tiefe desſelben, er ſtreifte ſeinen Entſchlüſſen das ſchimmernde Gewand ab, das ihnen Eigenliebe geliehen hatte, und enthüllte die finſtern Bewegungen ſelbſtſüchtiger Triebe, die die Jugend nur zu gern für Aufwallungen edler Gefühle hält. Herrmann ſtand beſchämt, erſchüttert, zerknirſcht vor dem Greiſe; endlich ſtürzte er ihm zu Füßen, und von Reue durchdrungen, klagte er ſich ſtrenger und unerbittlicher, als Hugo ſelbſt, ſeiner Vergehungen an, und bath zuletzt um Erlaſſung ſeiner Schuld. Hugo ertheilte ſie ihm mit feyerlicher Würde, dann hob er ihn liebreich auf, hieß ihn neben ſich ſetzen, und bereitete ihn nun in einem ernſten Geſpräche zu der Nachricht vor, die er ihm zu geben hatte. Er hatte des Jünglings Herz durch die vorhergegangene Erſchütterung, durch das nachfolgende Geſpräch zur Ergebung und ſtillen Geduld bereit geglaubt, aber er hatte geirrt. Herrmann blieb ſtumm und unbeweglich ihm gegenüber ſitzen, ſeine Augen erloſchen, eine tödtliche Bläſſe überzog ſein Geſicht. Hugo ſprang auf, er faßte ihn

in ſeinen Arm — Herrmann ſank nicht; aber kein Fragen, kein Zureden vermochte ihn aus dieſer Starrſucht zu wecken, die jeden Laut, jede Bewegung gefangen hielt. Nur erſt nach langer Zeit kehrte wieder Leben in die erſtarrten Glieder, er wendete ſein Auge mit einem unbeſchreiblichen Ausdruck auf Hugo, ſeine Lippen bewegten ſich, als wollte er ſprechen, und endlich nach mancher Anſtrengung kamen dumpf und heiſe die Worte hervor: „Agnes iſt fort?"

Hugo erzählte nun, langſam, umſtändlich. Er ſah alle Leidenſchaften kämpfend und wechſelnd ſich in des Jünglings Zügen mahlen; aber kein Laut unterbrach den langen Bericht. Als er geendet war, ſtand Herrmann auf; Hugo ſah die Gewalt, mit der er das Zittern ſeines ganzen Körpers zu beherrſchen ſtrebte. „Lebt wohl, mein Vater, habt Dank für eure Liebe!" Er ergriff des Greiſen Hand mit eiskalten Fingern. Wo willſt du hin, Herrmann? rief dieſer, du darfſt nicht fort, in dieſem Zuſtande nicht! „Laßt mich, mein Vater, erlaubt, daß ich gehe; in der Einſamkeit wird mir leichter werden." Der Greis ſuchte ihn zum Bleiben zu bereden; als er ſah, daß des Jünglings Spannung ſich mit jedem Augenblick vermehre, entließ er ihn end-

lich, aber er nahm ſich vor, ihm nachzugehen, ihn zu beobachten; denn ſein Zuſtand, die Macht ſeiner Leidenſchaft, die er nicht ſo bedeutend geglaubt hatte, erfüllten ſein Herz mit Beſorgniß.

Herrmann ging mit langſamen ungewiſſen Schritten dem Kreuzgang zu. Es war Abend geworden. Ein dämmernder Schein fiel durch die gothiſchen Fenſteröffnungen in das lange düſtre Gewölbe. Seine Schritte widerhallten an den Wänden, beynahe jeder derſelben berührte einen Grabſtein über der Schlafſtätte eines vorangegangenen Bruders, der Herbſtwind ſauſete kalt und feucht durch die Fliederſträuche im Kloſtergarten, und bewegte ſie rauſchend an den Fenſtern. Eine tiefe unendliche Trauer ſchien in dieſem nächtlichen Aufenthalt zu wohnen. Herrmann ging immer vorwärts, bis wo einige Stufen rechter Hand in die düſtre Kapitelſtube hinabführen. Da ſtieg er hinunter. Ein Mondſtrahl, der in dem Augenblicke durch die zerriſſenen Wolken fiel, leuchtete ihm an den Altar in der Tiefe. Hier, wo ſo viele ernſte unwiderrufliche Gelübde abgelegt, ſo manches ſchauderhafte Urtheil geſprochen worden war, wo auch er in kurzem den Eid ablegen ſollte, der alle

die Empfindungen, die jetzt seine Brust erfüllten, verdammen und verbannen mußte, hier sank seine erschöpfte Kraft zusammen, er gleitete am Altar nieder, den Kopf auf den kalten Marmor gestützt, ohne Regung, ohne Zeichen des Lebens, ohne zu wissen, daß der besorgte Greis schon lange hinter ihm stand, und ihn mit steigender Angst betrachtete. Endlich trat er zu ihm, legte die Hand auf seine Schulter und nannte seinen Nahmen. Herrmann antwortete nicht. Er rief noch ein Mahl, er hob des Jünglings gesunkenes Haupt empor — bewußtlos sank er in seinen Arm. Hugo erschrak. Der Mondstrahl beleuchtete die düstere Scene, des Jünglings edle Gestalt, der im schneeweissen Novizenkleide, ohne Bewegung, mit geschlossenen Augen in den Armen des über ihn gebeugten besorgten Greisen lag. Angstvoll sah sich Hugo nach Hülfe um, da führte ein glücklicher Zufall den Layenbruder, der die Lampe im Kreuzgange anzuzünden hatte, an der Capitelstube vorbey; mit seinem Beystande wurde Herrmann auf sein Lager gebracht, wo er bald zur Besinnung zurückkehrte. Er richtete sich empor, er errieth, was geschehen war, und dankte gerührt dem väterlichen Freunde.

Agneſens Nahmen nannte er nicht mehr, aber er bemühte ſich, ſeine klöſterlichen Geſchäfte und Pflichten mit der größten Pünctlichkeit zu erfüllen. Er war der erſte des Morgens auf, um die Brüder zu wecken, der letzte des Abends, der ſeine Lampe löſchte. Der Abt und der Prior ſahen dieſe Veränderung mit Vergnügen, und wünſchten ſich Glück, daß ihre Strenge ſo gute Folgen gehabt hatte. Seit dem Abende, an dem er Agneſen das letzte Mahl geſehen, hatte er den Umfang der Kloſtermauer nicht mehr verlaſſen; ein paar Aufträge, die ihn an der Traiſen hinauf gegen Mechthilds Wohnung geführt hätten, wußte er geſchickt abzulehnen. Dem Frauenaltare, wo ihr Bethſtuhl war, wich er mit ſichtlicher Angſt aus; wenn ſie Morgens in die Meſſe kam, ließ er ſich nie in der Kirche ſehen, und übernahm manches beſchwerliche Geſchäft für ſeine Gefährten, um vom Frühgottesdienſte befreyt zu ſeyn. Auch den Garten, beſonders die Blumenbeete, wo er ſo viele Sträußchen für Agnes gepflückt hatte, betrat er äußerſt ſelten, und wenn er es nicht vermeiden konnte, verrieth die innere Bewegung ſich in ſeinen Zügen. Niemand bemerkte das, als Hugo allein, der den geliebten Jüngling mit väterlicher Zuneigung beobachtete,

und er beſchloß, ihn beſtimmter auszuforſchen. In einem ihrer Geſpräche erwähnte er, wie zufällig, der ſchönen Vergangenheit — der frühern Jugendjahre Herrmanns und ſeines kindlichen Verhältniſſes zu Agnes. Da fuhr ein Blitzſtrahl aus des Jünglings düſtern Augen, ein hohes Roth überzog ſein Geſicht, und wich eben ſo ſchnell einer Bläſſe. Seine Lippen zitterten, ein Schauer ſchien ihn zu durchbeben. — Er ſchwieg eine Zeit lang, dann ergriff er des Greiſen Hand, preßte ſie an ſeine Bruſt, und, indem eine Thräne ſein Auge ſchwellte, ſagte er: „Mein Vater! — mein Vater! — wenn ihr mich liebt — nichts mehr von ſolchen Gegenſtänden.“ Er ließ ſeine Hand los und entfloh, und vermied lange Zeit, ſich mit dem Greiſe allein zu finden.

Von Tag zu Tage wurde Herrmann nun immer ſtiller, verſchloſſener, pünctlicher in ſeinen Pflichten, und ſtrenger gegen ſich ſelbſt. Sein feuriges Auge erloſch, eine kranke Bläſſe überzog ſeine tieferen Züge, ſein raſcher Gang wurde langſam. Manche von den ältern Mönchen, die in ſeiner Nähe ſchliefen, ſahen mit Erbauung und Freude, wie er oft halbe Nächte außer dem Bette auf den Knieen im Gebethe zubrachte, wie Geißel und Cilicium ſeine blühenden Glieder zer-

fleiſchten. Es war ſichtbar, daß er gegen Erinnerungen, gegen Gefühle kämpfte, die ihm ſtrafbar ſchienen, daß er eine Gewalt über ſein Herz zu erringen ſtrebte, die ihm Jugend und Leidenſchaft unaufhörlich beſtritten, und daß er in Caſteyungen und Büßungen Verzeihung für irdiſche Gefühle und das göttliche Licht ſuchte, das ſeinen Geiſt zur einzigen wahren Quelle der Ruhe und des Heils leiten ſollte. Dieß Beſtreben flößte Hugo eine Achtung für den Jüngling ein, die ſeine Liebe vermehrte; er ſah mit Wohlgefallen dieſen muthigen Kampf, und ſo lange er hoffen konnte, daß die Liebe zu Agneſen der göttlichen Einwirkung unterliegen, und Herrmann ſchon in früher Jugend, wie wenige auserwählte Geiſter, zu jener heiligen Stille des Gemüths, zum ſeligen Verlieren im Meere der göttlichen Liebe, gelangen könnte, wohin er und die meiſten erſt ſpät nach langen Stürmen gekommen waren, wagte er nicht, ihn zu ſtören, ſondern erwartete von Gottes Beyſtand und dem ernſten Willen ſeines Lieblings alles Gute.

Indeſſen war der Winter weit vorgerückt. Seine Strenge in dieſer rauhen gebirgigen Gegend fiel jedes Mahl den frommen Brüdern unendlich ſchwer. Nur einige alte Prieſter hatten

kleine Zellen, die Übrigen ſchliefen und wohnten in dem weiten kalten Saale, der den Schlafhallen in Ciſteaux unter dem milden Himmel des ſüdlichen Frankreichs, ohne Rückſicht auf Clima und Gegend, nachgeahmt war. Herrmann hatte ſonſt ſeine Beſchwerden nie gefühlt; jetzt ſah Hugo mit Mitleid und Beſorgniß den verblühenden Jüngling beynahe unter der Strenge der Regel und der Jahreszeit erliegen, er ſah, wie er körperliche und Seelenleiden ohne Klage, ohne einen Laut der Änderung zu wünſchen ſchien, ertrug, er ſah ihn durch freywillige Enthaltungen und Opfer ein trauriges Daſeyn auch ſeiner letzten Freuden berauben, und er fing an, für das Leben ſeines Lieblings zu fürchten. Leiſe, auf manchem Unwege näherte er ſich ſeinem Gemüthe, das, verſchloſſen und finſter, ſich ſelbſt dem väterlichen Freunde nicht öffnete. So viel ward ihm klar, daß Herrmann ſeine Liebe zu Agnes als Sünde, und ihr plötzliches Verſchwinden als eine Strafe des Himmels für ſeine Vergehungen anſah, daß er, in ſeinem fruchtloſen Kampfe gegen die Welt, ein Zeichen der Verwerfung zu erblicken glaubte, daß finſtere Vorſtellungen von ewiger Verdammniß ihn unaufhörlich ängſtigten,

und er entſchloſſen war, eher ſein Leben als den Vorſatz der Heiligung aufzugeben.

Mit ſchonender Liebe, mit ſanften Tröſtungen ſuchte Hugo das kranke Gemüth des Jünglings zu heilen; erhebende, beruhigende Vorſtellungen von Gottes Güte und Barmherzigkeit ſollten ihn aufrichten, ihm Muth einflößen, ihm Vertrauen auf ſeine Kraft und die Gnade des Himmels geben. Ach, Pater Hugo wußte nicht alles! er wußte nicht, mit welcher unaustilgbaren Macht die Liebe in dieſem Herzen herrſchte, wie aus Kämpfen und Stürmen Agneſens Bild ſich immer in ſchönerer Klarheit erhob, wie die Erinnerung an jene unvergeßlichen Stunden, wenn Gebeth, Geſchäftigkeit und Wachſamkeit ſie am Tage verſcheuchten, in ſeinen Träumen zauberiſcher erſchien, und ihn Ahndungen von Seligkeiten umgaukelten, von welchen jene Scenen bey der Fiſcherhütte den erſten Funken in ſeine Seele geworfen hatten. So gingen noch ein paar Monathe hin. Trotz Hugo's väterlichen Tröſtungen, Trotz aller ernſten Entſchlüſſe, Kämpfe und Caſteyungen vernichtete die gewaltige Leidenſchaft jeden Verſuch gegen ihre Macht, und ſpottete aller Anſtrengungen. Herrmanns

Gesundheit war zerstört, und nur mehr ein Schatten des blühenden Jünglings, der den vergangenen Herbst seinen Gegner muthig zum Zweykampfe gefordert hatte, wankte er stumm und düster durch die traurigen Hallen des Klosters. Hugo erkannte wohl, daß es so nicht fortgehen könnte, daß Herrmann unausbleiblich ein Opfer seines tugendhaften Entschlusses werden müßte, und er entschloß sich, ihn auf dem entgegengesetzten Wege zu retten, auf einem Wege, den er längst schon zu betreten angefangen, und nur erst in der letzten Zeit, aus Furcht, eine unmittelbare Einwirkung des Himmels zu stören, verlassen hatte.

Ihm war, nebst dem Abte, das Geheimniß von Herrmanns Geburt allein bewußt; er hatte seine Ältern, ihr Schicksal, ihr Ende gekannt. Er hatte den Knaben beobachtet und zum Jünglinge heran reifen gesehen, und in dieser hohen kräftigen Heldengestalt, in diesem muthvollen Herzen, in diesem tiefglühenden Gemüthe, sich nie einen still entsagenden Mönch denken können. Vielmehr schien ihm Herrmanns ganzes Wesen mehr für die Welt, für ein reges, thätiges Treiben in derselben bestimmt. Das war seine frühe Ansicht gewesen, und in dieser Voraus-

ſetzung hatte er auf einſamem Spaziergange manchen Funken von Ritterthum und Heldenſinn in ſeiner Seele entzündet, der feſt darin haften blieb, und zur hellen Flamme empor zu ſchlagen verſprach. Die jetzigen Wahrnehmungen beſtätigten ſeine frühere Meinung, und ſo fing er nun an, ſich dem Herzen des Jünglings auf einer andern Seite zu nähern, von der ſich den beſten Erfolg verſprach.

Entdeckung.

So wie der Frühling begann, wie die längeren Tage die düstern Nebel verjagten, der Schnee in den Thälern zerschmolz, und unter der schwindenden Winterdecke schon das zarte Gras hervorschimmerte, beredete der Greis den Jüngling mit sanften Worten, seiner Gesundheit wegen in's Freye hinaus zu gehen und der stärkenden Luft zu genießen. Herrmann weigerte sich bestimmt. Hugo wußte sich einen Befehl des Abts zu verschaffen, der dem Novizen herzlich gut war, und mit Betrübniß diesen Winter über sein sichtliches Verwelken gesehen hatte. Jetzt war es eine Handlung des geistlichen Gehorsams, der Überwindung, und jetzt ging Herrmann mit dem Greise. Sie traten aus dem Thore des Stifts. Hugo hatte mit Überlegung einen Weg gewählt, der sie an der Traisen hinab

in entgegengesetzter Richtung von Mechthildens Wohnung führte; dessen ungeachtet ergriff der Anblick der freyen Natur, dieser Wälder, dieser Höhen, die so oft Zeugen seines frühern Glückes und ganz anderer Stunden gewesen waren, seine Seele gewaltsam — seine Brust war beklemmt, seine Schritte wankten, der Greis unterstützte ihn, und langsamer, mühevoller als dieser selbst, schlich der Jüngling an seiner Seite das Thal hinab. Manches erheiternde Gespräch berührte sanft seinen verschlossenen Geist, und führte ihn aus sich heraus zur Betrachtung der freyen Natur, des rings erwachenden Lebens. Bald aber kehrte Hugo mit ihm in die Mauern zurück, nach denen er sich zu sehnen schien, und erwartete geduldig von künftigen wiederhohlten Versuchen die wohlthätige Wirkung, auf die er rechnete. Am folgenden Tage gingen sie weiter, am Ende der ersten Woche war Herrmann schon im Stande, mit Hugo in's Gebirg hinaufzusteigen, und ihn auf seinen nächsten Gängen, wie einst, zu Kranken oder Trauernden zu begleiten. Wie ihre Gänge sich erweiterten, wie Herrmanns Kräfte zurück zu kehren begannen, so fing auch sein Herz an sich zu erweitern, das unverdorbene Gefühl der Jugend widerstand nicht

der allmächtigen Einwirkung des Frühlings, der großen freywaltenden Natur. Seine Seele trat aus den finstern Schatten der Schwermuth hervor, und nahm wieder Theil an den Dingen außer ihr. Hugo lenkte nach und nach seine Gespräche, die bis jetzt nur den innern Menschen, seine Heiligung, seine Vereinigung mit dem Quelle des Lichtes betroffen hatten, auch auf die äußere Welt. Der große Kampf um die Deutsche Kaiserkrone zwischen Friedrich dem Schönen und Ludwig dem Baier zog die Augen von ganz Deutschland, ja von ganz Europa auf sich, auch in die stillen Felsenthäler drang die Kunde davon, und je nachdem eines jeden Gesinnung und Ansicht war, hoffte oder fürchtete er für den geliebten Landesherrn, der Aller Herzen durch seine Gestalt einnahm, und durch seine ritterlich edlen Sitten fest hielt. Jetzt aber, wo der wiederkehrende Frühling die Kämpfe möglich machte, erneuerte sich der Streit wieder. Friedrich entboth seine Vasallen, von allen Seiten zogen sie heran, wie des Herzogs Kriegesruf erscholl, und vereinigten sich an den bestimmten Sammelplätzen. Hugo sprach öfters davon mit seinem jugendlichen Freunde, er theilte ihm die Nachrichten mit, die er theils vom Abte, theils

vom Lande herein durch ſeine Freunde erhielt. Herrmanns Herz öffnete ſich freudig bey ſolchen Erzählungen, ſein dunkles Auge funkelte, ein feuriges Roth entglühte auf ſeinen Wangen, und ſein Arm zuckte, als faßte er ein Schwert. Mit geſpannter Seele hing er an des Greiſen Mund, und wollte immer mehr hören, und ein entflohener Seufzer ſchien die Glücklichen zu beneiden, die im vollen Genuße des freyen Lebens zu Schlachten und Siegen zogen. Hugo ſah dieſe Bewegungen wohl, und ſah ſie mit Freuden; aber er ſchien ſie nicht zu bemerken, und ſetzte ſeine gewohnte Lebensweiſe und ſeine Spaziergänge mit Herrmannen fort.

An einem heiteren Maymorgen wollte Pater Hugo einen Landmann beſuchen, den er im vergangenen Herbſte von einer ſchweren Krankheit geheilt und den Winter über nicht hatte ſehen können. Die Hütte lag weit vom Stifte auf einem Berge, der ſchon einer der nächſten an der Ebene war. Herrmann ſollte ihn begleiten. Sie gingen am Ufer der Traiſen hinab. Noch war die Sonne nicht über die Berge heraufgekommen, noch hatte ihr Strahl die dämmernden Thäler nicht berührt, leichte Nebelwolken lagen darüber hin, die Natur ſchien noch in nächtliche Schleyer

gehüllt zu schlummern. Jetzt fiel der erste Sonnenschimmer von der Höhe herab, in jugendlicher Pracht stand die Sonne über den frisch belaubten Wäldern, die in hellem Grüne glänzten, Millionen Tropfen zitterten auf den Wiesen ihr Bild zurück, das Leben erwachte, die Vögel stimmten ihr Morgenlied an, Balsamdüfte schwammen aus den blühenden Harzwäldern durch die reine Luft, stiegen von unzähligen Blumen und Kräutern des Thales, ein angenehmes Morgenopfer, empor. Die Traisen rauschte und brauste im Sonnenscheine mit blendendem Schimmer zur Seite des Weges über Sträucher und Steine, barg jetzt sich unter duftenden Mehldorn, der ihre klare Fluth mit weissen Blüthen überstreute, und kam dann schimmernder wieder hervor. Herrmanns Herz war von schönem erhebenden Gefühle ergriffen. Jetzt verließen sie das Ufer des Flusses, und stiegen auf einsamen Pfaden, die dem Greise wohl bekannt waren, zu der Hütte hinauf. Zwischen blühenden Obstbäumen lag sie friedlich vor ihnen, Pater Hugo ging hinein, Herrmann wandelte unter den Bäumen auf und ab, und kämpfte gegen sein Herz, das mit ungestümen Schlägen in den allgemeinen Puls der Natur, Leben und Liebe, einstimmte.

So kam er auf die andere Seite der Hütte, und trat aus den blühenden Büschen heraus. Da lag auf ein Mahl vor seinem überraschten Blicke eine weit ausgebreitete Fläche, mit Auen, mit Feldern, mit Dörfern übersäet, und in der Entfernung eine beträchtliche Stadt [20]), zu der der Strom aus dem Gebirge hineilte. Breitere Straßen und kleinere Pfade durchschnitten den Raum, banden Dorf und Dorf, und alle an die Stadt. Da fuhren beladene Wagen, da wandelten Pilger, hier ging der Pflug durch die dampfende Erde, dort deckten Heerden die Wiesen. Ein reges freyes Leben verkündete sich überall, und Herrmann, dem in der Abgeschiedenheit seiner Berge die Welt noch niemahls so erschienen war, stand überrascht, außer sich bey diesem Schauspiele. Sein Herz öffnete sich weit — weit, und tausend unbekannte oder mit Macht entfernte Gefühle zogen triumphirend darin ein. Überwältigt von diesen Empfindungen, sank er auf die Kniee, seine Arme streckten sich gegen die weite Welt aus, als wollten sie sie umfassen — er bethete nicht, er war sich keines klaren Gedankens bewußt, seine ganze Seele war in seinen Augen. So fand ihn Pater Hugo, und Herrmann wußte nichts von der Annäherung des Grei-

ſen, er hörte es nicht, als er ihn zwey Mahl beym Nahmen rief, und als er endlich die Hand ſanft auf die Schulter des Jüngslings legte, da ſprang dieſer auf, und ſtürzte mit ſprachloſem Entzücken dem Greiſe in die Arme. Endlich, als er ſich erhohlt hatte, rief er: „O mein Vater! wie iſt die Welt ſo ſchön, ſo groß!" Der Greis ſtimmte ihm bey, er nannte ihm die Dörfer, die ſie vor ſich ſahen, die Stadt, er beſchrieb ihm das Leben und Treiben der Städte, ihren Urſprung, ihre Verhältniſſe gegen den Fürſten, gegen das Land. In dem Augenblicke wirbelte von fern eine Staubwolke daher, Herrmann ſah hin, die Wolke wälzte ſich näher, es ſchimmerte durch den Staub. Jetzt wich er von einem Windſtoß zurück, und im Sonnenglanze blitzte eine Reiterſchar daher, die in blanken Rüſtungen mit wehenden Helmbüſchen die Ebene heraufzog, um an der Baierſchen Grenze zu Herzog Friedrichs Heere zu ſtoſſen. Der Führer, ein hoher ſtattlicher Ritter, ritt weit voran, Herrmanns Blick hing an ihm, wie ſein wildes Pferd ſich bäumte, wie ſein blitzendes Schwert dem Gefolge am Scheidewege den richtigen Pfad wies. Des Jünglings Auge funkelte, ein glühendes Roth überzog ſein ganzes Geſicht, ſeine Stellung war wie Eines, der

in den Kampf zu treten bereit ist. „O seht! seht, mein Vater!" rief er, „o wer mit ihnen zöge!" Eine Thräne des Unwillens schwellte sein Auge, da trat Hugo zu ihm, legte die Hand auf seinen Arm und sagte: „Und dieses Heldenfeuer sollte in den Mauern eines Klosters verlodern? diese raschen kräftigen Glieder in einer Kutte verwelken? Nein, Herrmann, du bist zu etwas andern geboren, deine jetzige Stimmung beweiset es, der fürchterliche Kampf beweiset es, den dein Verstand wider deine Natur begonnen hatte, und der nur mit deiner Aufreibung geendet haben würde."

Herrmann sah den Greis finster an. — „Was macht ihr, mein Vater? welche Gedanken erregt ihr in meinem Herzen? — O thut es nicht! ich bin so schon elend genug!"

„Du sollst es nicht länger seyn, mein Sohn! darum muß ich jetzt mit dir sprechen; darum habe ich beschlossen, dich mit deiner wahren Lage bekannt zu machen, und einem Stande zu entreissen, zu dem du nicht bestimmt bist. Weißt du, wer deine Ältern waren?"

„Mein Vater!" antwortete Herrmann bitter und auflodernd, „ihr wißt ja selbst, daß niemand meine Herkunft kennen will, und wie manche ent-

ehrende Vermuthung, wie manchen Spott ich darüber von meinen Gefährten ertragen mußte. Es ist darum das beste, ein Daseyn, das keinen rühmlichen Anfang hatte, in ewige Vergessenheit zu begraben."

„Und wenn ich dir sagte, daß alles, was man sich im Kloster über dich erzählt, was man dir gesagt haben mag, elende Mährchen sind? wenn ich dir sagte, daß dein Vater einer der mächtigsten Edlen des Landes war, dem viele Burgen gehörten, und der seinem Lehnsherrn mit größern Scharen Reisiger die Heeresfolge leistete, als jene, die dort hinaufziehen?"

Herrmanns Brust flog vor heftiger Bewegung, seine Lippen waren geöffnet, sein Auge hing starr an dem Greise. „Du bist kein verlorner Sprößling eines unbekannten dunkeln Geschlechtes, du bist der letzte einzige Zweig eines berühmten, eines unglücklichen Hauses — du bist ein Hohenberg!"

„Ein Hohenberg?" rief Herrmann, und schnell schien sein ganzes Wesen verwandelt. — „Ein Hohenberg? O mein Vater! welche Welt geht in meinem Innern auf! zu welchen Gedanken, zu welchen Ansprüchen weckt ihr meine Seele!

— Aber wenn ihr mich täuschtet? — wenn eure Liebe zu mir —"

„Nein, mein Sohn!" antwortete ruhig der Greis, „hier kann gar kein Irrthum Statt finden. Ich habe deinen Vater, deines Vaters Verwandte gekannt, ich habe manchen Ritterzug mit ihnen gethan, und es ist mir alles nur zu klar und deutlich bewußt. Höre mich an." — Sie setzten sich auf der Bank an der Hütte. Herrmann erlaubte das Feuer, das seine Brust durchströmte, nicht ruhig zu seyn — bald sprang er auf, bald warf er sich an des Greisen Seite nieder, und hörte so unter stürmenden Empfindungen die Erzählung von dem Schicksale seines Hauses.

Sein Vater war Graf Cuno gewesen, und er auf dem Stammgute Hohenberg, wie seine Vorfahren, geboren. Als in jener unglücklichen Fehde gegen sein ganzes Haus die Scharen der rachedürstenden Königinn sich näherten, sandte Cuno seine Frau und seine zweyjährige Tochter, von treuen Knechten begleitet, nach Lilienfeld, wo der Abt, sein Jugendfreund, ihrer treulich zu wahren, und sie gegen jeden Angriff zu schützen versprach. Herrmann, seinen Sohn, einen Knaben von vier Jahren, behielt er bey sich, und

rüſtete ſich zur Vertheidigung. Die Lage der Burg auf dem überall freyen ſchroffen Berge, der Muth des Grafen und ſeiner Leute verzögerte die Belagerung. Cuno hatte auf geheimen Wegen treue Bothen ausgeſendet, um Kunde von ſeiner Frau zu hohlen — ſie kamen nicht wieder zurück. Endlich brachten Gefangene, die man bey einem Ausfalle gemacht hatte, die Nachricht in's Schloß, daß Frau und Kind von den Ungariſchen Reiſigen, die voraus im Gebirge herum ſtreiften, auf dem Wege angefallen und grauſam ermordet worden wären. Dieſe Erzählung, die zu ſehr von allen übrigen Umſtänden, ſelbſt von wohlbekannten Kleidungsſtücken ſeines unglücklichen Weibes, die Einer der Ungarn noch beſaß, beſtätigt wurde, und der immer heftigere Sturm und Angriff auf die bereits beſchädigten Mauern der Burg brachen Cuno's Muth und Kraft. Die Vertheidigung wurde nicht mehr mit dem vorigen Feuer betrieben, Hohenberg war überzeugt, ſeinem Schickſale nicht mehr entgehen zu können; die Ungarn erneuerten ihre kühnen Angriffe, der Berg und endlich die Burg wurden erſtürmt. Cuno entfloh mit ſeinem Sohne durch einen unterirdiſchen Gang, und irrte ſo lange in gemeinen Kleidern durch's Gebirge her-

um, bis es ihm gelang, unentdeckt nach Lilienfeld zu gelangen, wo er dem Abte seinen Sohn übergab, und ihn mit schrecklichen Eidschwüren verband, niemahls den Stand dieses Kindes zu entdecken, sondern ihn von aller weltlichen Größe und Ruhmsucht entfernt, als frommen Mönch für den Himmel zu erziehen. Nur wenig Tage vermochte der Abt den Grafen bey sich aufzuhalten, von innerem Schreck und Angst getrieben eilte er wieder weiter, und kam so bis nach Böhmen, wo Hugo, damahls noch ein rüstiger wehrhafter Ritter, der ihn aus frühern Zeiten kannte, ihn trotz seiner Verkleidung entdeckte, und bey sich aufnahm.

„Nach zwey Jahren eines unglückseligen Lebens," fuhr der Greis fort, „verschied dein Vater in meinen Armen. Seine Unglücksfälle hatten sein Gemüth angegriffen, der schreckliche Tod seines Weibes und Kindes, der Verlust seiner Güter, das Schicksal seines Vetters von Scharnstein, der ebenfalls mit seinem ganzen Hause ein Opfer der Rachsucht geworden war, verwirrten seine Sinne, und sein Verstand schien nur zuweilen zurück zu kehren, damit er die ganze Größe seines Unglücks erkennen und bejammern konnte. Keine Bemühung der Freundschaft, keine Zeit

vermochte etwas über ſein Übel, und ſo mußte ich endlich die Stunde ſegnen, die ihn von allen ſeinen Leiden befreyte. Von ihm hatte ich deinen Aufenthalt erfahren, und die Beglaubigungszeichen deiner Geburt ſind in meinen Händen. Ich würde ſie wohl nicht erhalten haben, wenn dein unglücklicher Vater in der letzten Zeit Beſinnung genug gehabt hätte, ſie zu vertilgen; denn er wollte nun ein Mahl, daß der Nahme Hohenberg von der Welt verſchwinden, und keiner mehr durch ihn zu ähnlichen Schrecken beſtimmt werden ſollte. Nach meines Freundes Tode führte mein Schickſal mich noch eine Weile bald hier, bald dort herum, bis ich endlich des raſtloſen Lebens ſatt, mich nach Ruhe ſehnte, und dann vor allem das Kloſter wählte, in dem er ſein liebſtes Kleinod geborgen hatte. Sieh, Herrman! ſo kam ich zu dir, ſo betrachtete ich dich von Kindheit auf als meinen Sohn, und trug immer den Gedanken im Herzen, dich, wenn es Zeit ſeyn würde, mit deinem Schickſale bekannt zu machen.

Durch wechſelnde Leidenſchaften folgte des Jünglings Gemüth der Erzählung des Alten, und Gedanken und Gefühle, die er nie gekannt hatte, gingen wie eine neue Schöpfung aus ſeiner Seele hervor. Liebe und Trauer um den

Vater, deſſen er ſich kaum mehr entſann, Haß gegen die Feindinn ſeines Geſchlechts, die ihm noch jüngſt ſein liebſtes Gut entriſſen hatte, ſtolze Hoffnungen, Heldenſinn und Ehrgeiz erwachten eines um's andere in ſeiner bewegten Bruſt, und über dem Chaos dieſer ſtreitenden Gefühle ſchwebte Agneſens Bild in himmliſcher Klarheit, Alles zu einem ſchönen Ziele ordnend und bildend. Verwandelt in jedem Sinne, kehrte er mit Hugo in's Kloſter zurück.

Seit dieſem Geſpräche ging Herrmanns ganzes Streben und Verlangen nur dahin, das Kloſter, das ihn nun wie ein Kerker einzuengen ſchien, mit der freyen Welt, die Mönchskutte mit dem Panzer zu vertauſchen. Hugo ſprach mit dem Abte im Allgemeinen über Herrmanns Zuſtand, er machte ihn aufmerkſam auf den Zwang, mit dem ſein Gemüth die klöſterliche Zucht zu ertragen ſchien, auf die Zerſtörung ſeiner Geſundheit, von der er ſich nur erſt jetzt langſam erhohlte, und trug es ihm nach und nach vor, daß er den jungen Menſchen gar nicht für's Kloſterleben geeignet finde, daß er vielmehr glaube, ſeine Beſtimmung ſey Ritterthum und freyes Wirken in der Welt. Der Abt ſah die Sache von einer ganz andern Seite an, er fand, daß Herr-

mann, seit seinem vierten Jahre im Kloster erzogen, unmöglich Wünsche nach Dingen und Thaten nähren könne, von denen er in seiner Lage nie einen Begriff gehabt haben könne, und hörte keine weitere Vorstellung Hugo's an. Endlich sah sich dieser genöthigt, ihm zu sagen, daß auch er um das Geheimniß von Herrmanns Geburt wisse, daß sein Vater selbst es ihm entdeckt, und daß es in einem Zeitpuncte, wo bereits die eine Linie des Hohenbergschen Hauses ihre Güter wieder erlangt habe, unverantwortlich wäre, den letzten Zweig der andern geflissentlich im Dunkel der Ungewißheit und eines niedrigen Standes, wozu ihn die Vorsicht nicht bestimmte, zu lassen. Der Abt war betroffen. Er hatte sich nie den Fall als möglich gedacht, daß irgend jemand außer ihm Herrmanns Ältern kennen sollte, er hatte sich gewöhnt, den Knaben, den er liebte, von dessen Geist und Herzen er sich Ehre für das Kloster und eine Stütze für sein Alter versprach, bereits als sein Eigenthum, vielleicht als seinen Nachfolger zu denken. Er wurde verlegen, ängstlich, und entließ Hugo, nicht unwillig, aber ohne Entscheidung.

Der Prior wurde gerufen. Der Abt hatte seinem Vertrauten und Rathgeber kaum mit wenig

Worten den Stand der Sachen erklärt, als dieſer im heiligen Eifer aufflammte, und dem Abte verſicherte, daß nichts verderblicher wäre, als in Hugo's Verlangen zu willigen. Er wiſſe beſſer, wie das Ganze zuſammen hänge; die ſündliche Liebe zu dem Mädchen, das die Königinn von Ungarn mit ſich genommen, lebe noch immer in des Jünglings Bruſt, das ſey die Urſache ſeiner Schwermuth, ſeines ſichtbaren Verzehrens, und Pater Hugo nähme ſträflichen Antheil an dem Frevel, indem er nicht allein dieſe Leidenſchaft nicht verdammt, ſondern durch ſeine Spaziergänge und durch tauſend thörichte Geſpräche alle die weltlichen und ſündhaften Gedanken erſt recht in ihm genährt habe. Man wiſſe ja wohl, wie Hugo einſt ſelbſt gelebt, wie er ſich am Hofe und in der Welt herum getrieben, und daß nur Überſättigung und Unmöglichkeit, ihre Freuden länger zu genießen, ihn in's Kloſter gebracht hätten. Überdieß habe ja der Abt dem Grafen Cuno einen heiligen Eid ſchwören müſſen, dem Knaben nie ſeine Herkunft zu entdecken, ihn nie aus dem Kloſter zu laſſen. Bey dieſen Worten ſprang der Abt freudig auf — jetzt war jedes Hinderniß gehoben, jeder Zweifel gelöſet, der Eid entkräftete jede Einwendung, und Herrmann war dem

Kloſter erhalten. Doch fand es der Prior nöthig, ihn ſo viel als möglich von Hugo zu trennen; aber nicht mit offenbarer Gewalt, weil er des Jünglings Entſchloſſenheit fürchtete. Der Abt überließ dem klugen Vertrauten willig die ganze Sorge, und dieſer wußte es unmerklich ſo einzuleiten, daß Herrmann durch tauſenderley Geſchäfte bald hier bald dort im Kloſter feſtgehalten wurde, indeß Pater Hugo ſeine Krankenbeſuche machte. Herrmann ſah die Liſt nicht durch, ſo ſehr er durch die Unmöglichkeit, ſeinen väterlichen Freund allein zu ſprechen, litt; aber Hugo erkannte wohl in dieſen ewigen Hinderniſſen die waltende Hand des Abtes und ſeines alten Feindes, des Priors. Mit noch mehr Klugheit als dieſer, und ohne ſeiner Würde zu vergeben, wußte er die kleinlichen Bemühungen zu vereiteln, und es gelang ihm endlich, manche Stunde zu gewinnen, in der er ſeinen Liebling ungeſtört ſprechen konnte, wo dieſer mit allem Feuer des lang entbehrenden Herzens an des Greiſen Bruſt flog. Als der Prior ſah, daß er auf dieſe Art nicht zu ſeinem Zwecke gelangen konnte, beſtimmte er den Abt dahin, Herrmannen unter dem Vorwande ſeiner ſchwächlichen Geſundheit, und um ſeinen Studien, die er nun bald vollenden

ſollte, beſſer obzuliegen, aus dem Dormitorio wegzunehmen, und ihm eine einſame Zelle im oberen Geſchoſſe, neben der Wohnung des Abtes, zu geben, deren Fenſter auf den Teich ging, welcher von dieſer Seite das Kloſter umſchließt. Hier wurde er bewacht, ohne gefangen zu ſeyn, er ſah den Greis bloß im Chore und im Refectorium in Gegenwart aller Brüder. — Jetzt erſt fühlte er die ganze Laſt dieſer Beſchränkung, und ſein nach Freyheit dürſtender Geiſt ſtrebte mit Wuth und Ungeduld dagegen. Doch ſah er ſeinen väterlichen Freund noch täglich, und es war unmöglich, jede Einwirkung desſelben auf des Jünglings empfängliche Seele, der jede ſeiner Äußerungen mit feurigem Drange auffaßte, zu verhindern; er hing an den Augen, an den Lippen des verehrten Greiſes, und was ſonſt längere Geſpräche bewirkten, that jetzt oft ein einziger Blick, ein Wort. Da erging ein Befehl des Abtes an Pater Hugo, er wurde in Geſchäften des Stiftes an ein anderes Kloſter desſelben Ordens geſendet. Die Abreiſe kam unerwartet, und mußte ſo eilig betrieben werden, daß Hugo keinen Abſchied von Herrmann nehmen, daß er ihm nur beym letzten Abendeſſen unvermerkt einen Zettel in die Hand ſpielen konnte, worauf

der Nahme eines alten Ritters und vertrauten Freundes Hugo's, der jenseit der Donau seine Besitzungen hatte, geschrieben war, und eine Empfehlung für Herrmannen an ihn. In der Nacht verließ Hugo das Stift, und Herrmanns Seele von Trauer und Zorn entflammt, strebte nun heftiger als je nach Freyheit, nach Zerbrechung seiner Fesseln, die ihm jede Minute unerträglicher dünkten. Er sann auf Flucht — man merkte es, und suchte sie auf alle Art zu hindern. Der Teich unter seinem Fenster, die Nähe des Abts schien das Entfliehen aus seiner Zelle unmöglich zu machen; aber was wäre dem ernsten Willen unmöglich, der keine Gefahr, selbst nicht das Opfer des Lebens scheut, das unter drückenden Bedingungen keine Wohlthat mehr ist? An einem Morgen, als man ihn vergeblich beym Frühgottesdienste erwartet hatte, wurde nach ihm geschickt. Man fand die Zelle verschlossen, man glaubte ihn noch schlafend, kein Pochen, kein Rufen wurde beantwortet. Besorgt, ob ihm nicht ein Unfall zugestoßen, öffnete man die Thür mit Gewalt. Die Zelle war leer, das Fenster offen; eine Spur von frischem Blute an der Mauer, einige zerknickte Gebüsche am Ufer des Teiches erregten einen fürchterlichen Verdacht. Man erin-

nerte ſich ſeines erſten Entſchluſſes, ſich in die Traiſen zu ſtürzen, ſeiner düſtern Gemüthsart, ſeiner Anhänglichkeit an Hugo. Daß er entflohen ſeyn könnte, war beynahe unmöglich zu glauben; denn der breite tiefe Teich floß hart an der Mauer, es blieb alſo nichts übrig als jene traurige Vermuthung, die ſich je mehr und mehr zur Gewißheit erhob, da alle Nachforſchungen in der Gegend fruchtlos geblieben waren.

Die Schlacht bey Mühldorf.

Herrmann war aus dem Kloſter verſchwunden, und ſein Verluſt mit der Zeit beynahe vergeſſen. Agnes, unbekannt mit dem Schickſale ihres Jugendfreundes, lebte ein einförmiges Leben am Hofe der Königinn, und auch Eliſabeth hatte bereits den Kreislauf zwölf langer Monden mit ihrem Gemahl auf dem einſamen Bergſchloſſe Hohenberg verſchwinden geſehen, auf Hohenberg, von dem Ludwig Nahmen und Abkunft trug, wo überall noch Wappenſchilde und Gemählde der Ahnen ihr das unglückliche Geſchlecht, zu dem er gehörte, in's Gedächtniß riefen, wo ſie unter Schatten und Erinnerungen dieſes Hauſes wandelte. Entſchloſſen und ſtark kämpfte ſie unabläſſig gegen ihr Herz, ſie vermochte es, ſich zu beherrſchen, ſie war ruhig und ſtill, und Jörger, überſchwenglich glücklich im Beſitze des

trefflichen Weibes, das mit reger Sorgfalt sein Leben zu verschönern strebte, fand nichts zu wünschen übrig, als einen Erben, dem er einst die großen Güter überlassen könnte. Mitten im Genusse seines Glückes erhielt er das Aufgeboth seines Herrn, Herzog Friedrichs von Österreich und Königs der Deutschen, das ihn bey dem erneuerten Kriege gegen Ludwig den Baier zur Heeresfolge rief. So willkommen ihm sonst solche Aufmahnungen gewesen waren, so ungelegen kam ihm diese; doch der Ritterssinn überwand die Liebe, und er enthoth seine Lehensleute und eigenen Knechte durch's ganze Gebirg. Sie sammelten sich auf der Burg, Elisabeth nahm von ihm Abschied mit Thränen im Auge; auch sein Herz floß über in Liebe und Trauer, als er das blühende Weib zum letzten Lebewohl in seine Arme schloß, und ihre zarten Lippen seine Wange und seine Hand kindlich berührten. Endlich riß er sich los, eilte in der rasselnden Rüstung die Treppe hinab, schwang sich auf sein Streitroß, und stürmte mit seinen Leuten durch das hallende Thor und über die Brücke. Elisabeth trat an's Fenster, der Zug ging den Berg hinab, sie ließ ihren Schleyer wehen, Helmhard sah zurück, und sein Schwert er-

wiederte den Gruß. Noch lange flatterte der Schleyer, noch oft blickte der tiefbewegte Krieger zurück, bis endlich die Krümmung des Weges ihm die Burg verbarg, und der Zug im Thale hinter dem Walde verschwand.

Nun war Elisabeth ganz allein, und zu der Sorge um den verehrten Gemahl gesellten sich die schmerzlichsten Erinnerungen. So war sie auch oft auf der Seusenburg allein gewesen, so einförmig und still dem Äussern nach war ihr Leben dahin geflossen, als es die Liebe im Innern mit ihren wunderbarsten Reitzen schmückte, als sie das nächtliche Schicksal des Geliebten erheiterte, als die Welt ihm durch den Spiegel ihrer Augen erschien, und jede Stunde des Zusammenseyns durch irgend eine zärtliche Sorgfalt, oder einen rührenden Dank verschönert war. Allgewaltig kehrten diese Bilder zurück, und was sie schmerzlicher machte, war die Überzeugung, daß ihr Entschluß, einem Andern anzugehören, das Maß seines Unglücks vollenden mußte, daß sie es war, die diesen Dolch in die Brust des unvergeßlichen Freundes stieß, des Freundes, für dessen Glück sie so gern ihr Leben gegeben hätte.

Sie hatte Ludwigen nur zu richtig beurtheilt. Im Streite mit steigenden Hindernissen, hatte seine Leidenschaft für sie sich zu immer hellern Flammen angefacht, und was erst nur heftiger Wunsch war, das Verlangen, in ihrer Nähe zu leben, und das schöne Daseyn auf der Seusenburg mit ihr fort zu setzen, ward endlich fester Entschluß. Er hatte offen und freymüthig gehandelt. Gern hätte er sein ganzes Verhältniß zu dem entflohenen Harfner dem leicht verletzbaren Herzen seiner Frau verborgen: aber sie hatte Etwas errathen, und drang nun mit unseliger Neugierde darauf, Alles zu wissen. — Ludwig verbarg ihr nichts, als die tiefe Wunde, die Elisabeths Flucht, und die Ungewißheit über ihr Schicksal, in seiner Brust zurück gelassen hatte; sie errieth auch dieß, und mit anscheinender Großmuth trug sie selbst ihm an, das Mädchen seiner Liebe aufzusuchen, seine Unruhe zu enden, und eine Leidenschaft zu nähren, die er, wenn Adelgunde redlich mit ihm gehandelt hätte, um ihrer Ruhe willen zu bekämpfen gesucht haben würde. Und nun, als er sie nach langem Suchen gefunden, was vielleicht Adelgunde nie geglaubt hatte, nun ging sie hin, hinter seinem Rücken ein Werk zu zerstören, das

ſie ſcheinbar ſelbſt befördert hatte. Sie beſtärkte Eliſabethen in ihrem Entſchluſſe, ſich von ihm zu trennen; ja ſie beſtimmte ſie dahin, ihm ſelbſt jede Unterredung mit ihr unmöglich zu machen.

Dieſe Doppelherzigkeit erſchien ihm um ſo fürchterlicher, als in ſeiner Lage Vertrauen das Erſte, das Nothwendigſte war, deſſen er bedurfte, er, der hülflos dem guten Willen derer hingegeben war, die ihn zunächſt umringten. Sein Herz wendete ſich ganz von Adelgunden ab, und als die Nachricht von ſeiner Eheſcheidung Eliſabethen in die Arme eines andern ſcheuchte, entflammte ſich, nachdem er durch den Kaplan den Zuſammenhang erfahren hatte, ein tödtlicher Haß gegen Adelgunden in ſeiner Bruſt, und niemand durfte es wagen, ihm nur ihren Nahmen zu nennen. Auch gegen Eliſabethen war er tief empört, und wenn er in manchem Augenblicke ſie als ein unglückliches Opfer ihres Pflichtgefühls bedauerte, ſo konnte er ihr in den meiſten die Kälte, womit ſie ſich zu dieſem Schritte entſchloſſen, nicht verzeihen, und der Gedanke, daß ſie einem andern ihre Hand gereicht habe, und nun jene Liebe, die ihn ſo unausſprechlich glücklich gemacht haben würde, als ein pflicht-

widriges Gefühl verdammen mußte, erfüllte ihn mit Abscheu.

Eine finstere menschenfeindliche Schwermuth bemächtigte sich seiner. — Von ewiger Nacht umschlossen, ohne ein Wesen, dem er vertrauen, das er lieben konnte, kehrte sich alle Kraft seines Gemüthes gegen sich selbst, und zehrte sein inneres Leben auf. Niemand durfte um ihn seyn als sein Sohn, und selbst diesem mißtrauete er oft; denn er war ja die erste, die längste Zeit seines Lebens von seiner listigen Mutter auferzogen worden. In dieser Gemüthsstimmung kam ihm die Nachricht, daß König Friedrich nach Baiern ziehe, um endlich einmahl die lange Fehde, um derentwillen schon so viel deutsches Blut geflossen war, durch eine entscheidende Schlacht zu endigen. Das nahe Getöse des Krieges, die Erzählungen von vielen kleinen Gefechten, die schon hier und dort vorgefallen waren, weckten in seiner Brust die Erinnerung an seine frühere Jugend, sein rasches Heldenleben, und heftig ergriff seine Seele der Gedanke, dem König, dem er wegen der Offenheit, womit er das Unrecht, das er am Hohenberg'schen Hause gethan hatte, gestand, und wegen der herzlichen Freundlichkeit, womit er es gut zu machen gestrebt hatte, mit

inniger Liebe zugethan war, die Heeresfolge zu leisten, dem verzehrenden Schmerz im Schlachtgewühle und Kampf einen Ausweg zu verschaffen, und vielleicht ein lastendes Daseyn auf rühmliche Art los zu werden.

Schnell erging sein Aufruf an seine Vasallen und Reisigen, und erschrocken über den seltsamen Entschluß ihres blinden Gebiethers, sie selbst in die Schlacht zu führen, kamen einige der Vornehmsten auf Scharnstein, um ihn bittend an sein Unglück und die Schwierigkeit seines Unternehmens zu erinnern, indem zugleich der Erste unter ihnen sich erboth, mit des Grafen Erlaubniß, seine Stelle zu vertreten und die Schaar dem Könige zuzuführen. Aber Hohenbergs Seele hatte der Gedanke des Kampfes zu lebhaft ergriffen, er wollte seinem Herrn mit seinem Blute seine Treue beweisen, und seinen Sohn bey dieser Gelegenheit wehrhaft machen. Nichts vermochte seinen Entschluß zu ändern, und sein Machtspruch entkräftete alle Gegenvorstellungen. Als Friedrich davon hörte, ritt er selbst nach Scharnstein. Ihn rührte des Grafen Ergebenheit, mehr noch sein unglückliches Schicksal, das er nur zu wohl als die geheime Triebfeder dieses Entschlusses erkannte. In Wien hatte er nicht

als Lehensherr, sondern als Freund, als junger fühlender Mann über sein Verhältniß zu Elisabeth mit ihm gesprochen, und Hohenberg hatte seinem Fürsten kein Geheimniß aus einem Gefühle gemacht, das er für eben so tugendhaft als unglücklich hielt. Nun suchte Friedrich ihm sein gefahrvolles Unternehmen auszureden, aber der Graf blieb unerschütterlich, und so bedung es sich der König zuletzt als ein Zeichen seiner Lehnspflicht aus, daß er in der Schlacht stets an seiner Seite, unter seinem Schutze bleiben sollte. Ludwig empfand den Werth dieser Forderung, und heißer schlug sein Herz für den gütigen Fürsten, und fester ward der Wille, nun nicht zurück zu bleiben um keinen Preis.

Er ersuchte den König um die Gnade, daß er so lange auf Scharnstein verweilen möchte, bis seine Leute sich versammelt haben würden, und bewirthete ihn diese wenigen Tage mit fürstlicher Pracht. Als alle Mannen und Reisige des Grafen beysammen waren, musterte sie Friedrich selbst, und erstaunte über die Anzahl, die schöne Rüstung, die treffliche Ordnung der beträchtlichen Haufen, die dem Grafen unterthänig waren. — Dann schwangen sie sich Alle auf ihre Streitrosse, und sprengten zum Thore hin-

aus, den Schloßberg hinab über die Brücke der Albe, und der lange Zug schimmerte durch das Thal bis in die Ebene hinaus, voran der König, den Grafen an der Seite, an des Grafen Linken sein Sohn, hinter ihnen die frohgemuthete Schar in blitzenden Rüstungen.

Bald hatten sie das Lager erreicht, wo die Österreicher schon mehrere Wochen des Kampfes ungeduldig harrend standen; denn Ludwig von Baiern vermied immer ängstlich, sich mit seinem Gegner im offenen Felde zu messen *). Auch riethen viele Getreue dem Könige Friedrich, seines Bruders Leopolds Ankunft zu erwarten, der in einer andern Fehde begriffen, von ihm Bothen über Bothen erhielt, um die Vereinigung zu beschleunigen. Aber die treulosen Mönche von Fürstenfeld fingen die Bothen auf; Leopold blieb ohne Nachricht, und Friedrich wollte den Kampf nicht länger verschieben. Ihn jammerte des Elends, das sein Streit um die Krone über Deutschland gebracht hatte, er vertraute auf seine gerechte Sache, und rückte entschlossen vor, um Ludwigs ewiges Zögern zu endigen, und ihn zu einer entscheidenden Schlacht zu zwingen.

Jetzt konnte Ludwig von Baiern nicht länger ausweichen; aber er verzieh ſich des Sieges und ſeines Lebens, machte ſein Teſtament, übergab dem tapfern Schweppermann den Oberbefehl des Heeres, und hielt während der Schlacht auf einem Hügel in unkenntlicher Rüſtung, ängſtlich den Ausgang erwartend. Mit dem frühen Morgen rückten die Heere gegen einander. Friedrich, ſeine gute Sache Gott befehlend, ſchöner als je in der ſchimmernden Rüſtung, und weit hin kenntlich durch die Krone auf dem Helm, ritt ſtreitbegierig vor den Reihen der Seinen auf und nieder, und ermahnte ſie, des Tags eingedenk zu ſeyn, der vor funfzig Jahren die Krone von Deutſchland an das Haupt Habsburg brachte, und die größere Anzahl der Feinde nicht zu fürchten. Nun begann die Schlacht, am acht und zwanzigſten September, Eintauſend dreyhundert zwey und zwanzig.

Mit den Baiern fochten die Böhmen unter ihrem Könige, Johann von Luxemburg, und die Schaaren mancher andern Deutſchen Fürſten, die des Habsburgiſchen Hauſes wachſende Größe fürchteten und beneideten; mit Öſterreich waren die Ungarn, Kumanen, Steyermärker, Salzburger, u. ſ. w.

Unter einem Pfeilregen, mit wildem Geheul ſtürzten die Ungarn auf den Feind, mit entſchloſſener Tapferkeit griffen die Steyermärker und Salzburger Königs Johanns Schaaren an. Die Böhmen widerſtanden lange; endlich als Friedrich ſelbſt mit ſeinen Öſterreichern ſich auf ſie warf, konnten ſie nicht mehr Stand halten, und wendeten ſich zur Flucht. Bald wäre ſelbſt ihr König durch den Sturz ſeines Pferdes gefangen worden, wenn ihn nicht einer der Seinigen gerettet hätte. Zehn Stunden währte der Kampf, und ſchon neigte ſich der Sieg überall auf Öſterreichs Seite, als plötzlich aus einem Hinterhalte ein friſcher Haufen mit weiſſen Fahnen und Öſterreichiſchen Feldzeichen hervorbrach. „Das iſt Hülfe! Das ſind Leopolds Fahnen!" ſcholl es im Friedrichs Heere von Flügel zu Flügel, und mit erneutem Muthe drangen ſie ungeſtümer auf die Baiern los. Da zeigte ſich ſchnell der ſchändlichſte Verrath — die vermeinten Freunde umringten das getäuſchte Heer. Es waren Feinde, es waren Baiern, die durch Liſt und Betrug das zu erreichen ſannen, was durch offene Gewalt nicht zu erlangen war, angeführt vom Burggrafen von Nürnberg [22]), aus dem Hauſe Hohenzollern, der ſchon damahls den Keim

des Haſſes in der Bruſt trug, welcher in ſpäten Jahrhunderten Hohenzollern und Habsburg entzweyte, und Deutſchlands Freyheit untergrub. Jetzt kehrten auch die Böhmen wieder um, und die beſtürzten Schaaren Friedrichs ſahen ſich durch Liſt den Sieg entriſſen, den ihre Tapferkeit bereits errungen hatte. Sie fingen an zu weichen, die Unordnung wuchs, und näherte ſich einer Flucht. Nur wo Friedrich kämpfte, war noch eigentliche Schlacht, funfzig Feinde waren von ſeiner Hand gefallen [23]), neben ihm ſtritten Hohenberg und Jörger, entſchloſſen, mit dem geliebten Herrn zu fallen. Da näherte ſich ihm ein wilder Haufe, von Albrecht von Rindsmaul, einem abgefallenen Unterthan, angeführt, der aus der Steyermark flüchtig, von den Baiern mit Auszeichnung war aufgenommen worden, und dem Ludwig von Baiern ſchon vor der Schlacht den Befehl gegeben hatte, Friedrich nicht aus den Augen zu laſſen, und ſich ſeiner zu bemächtigen, wie und wo er könnte. Dieſe umdrängten den heldenmüthigen König, einer aus der Schaar durchbohrte den unglücklichen Hohenberg mit einer Lanze von rückwärts, daß er tödtlich getroffen vom Pferde ſank, zwey griffen Herrn Helmhard an, daß er ſich ihrer

kaum erwehren konnte, ein Vierter ſtieß Friedrichs Pferd nieder, und Rindsmaul ſprang hinzu und bemächtigte ſich des Königs ſelbſt, als er eben wehrlos ſich kaum unter der Laſt ſeines geſunkenen Pferdes emporarbeitete. Der Burggraf von Nürnberg empfing ſein Schwert, und im Triumph führten ſie den durch ſchnöde Liſt Gefangenen zu ſeinem zagenden Feinde, der, kaum an den glücklichen Erfolg ſeines Betrugs glaubend, ihn mit niedriger Freude höhnend empfing.

Ritterſinn.

Friedrichs Gefangennehmung war das Zeichen zur allgemeinen Verwirrung. Hohenberg zogen die Seinigen ohne Leben und Bewegung unter des Königs Pferd hervor, alles fing an zu weichen — zu fliehen. Da faßte Helmhard feſten Muth, er rief den Flüchtigen tadelnde Worte zu, und brachte ſie zum Stehen; dann ordnete er ſtill und beſonnen den Rückzug, und brachte den Reſt des Öſterreichiſchen Heeres ohne weitern Verluſt in ihr Lager. Kaum war er in ſeinem Zelte angekommen, als eine Bothſchaft ihn zu dem ſterbenden Grafen von Hohenberg rief. Erſtaunt über dieſe Ladung, denn er kannte den Grafen nur aus Eliſabeths Schickſale, eilte er ſo ſchnell als möglich dieſe Bitte zu erfüllen, und fand ihn, mit dem Tode ringend, in den Armen der Seinigen, deren unverſtellter Schmerz

ſein ſchönſtes Lob ausſprach. „Seyd ihr's, Herr Jörger?“ fragte Ludwig mit ſchwacher Stimme, als er den Kommenden hörte, „ſo reicht mir eure Hand!“ Jörger that es nicht ohne Rührung, als er den ſchönen kräftigen Mann ſterbend vor ſich ſah, den er oft bedauert, noch öfter beneidet hatte. „Was verlangt ihr von mir, lieber Graf?“ fing er an, indem er ſeine Hand herzlich drückte, „ſeyd verſichert, daß ich euch zu jedem Dienſte bereit bin.“ „Ich danke euch,“ antwortete Hohenberg, „und ehe Ihr kamt, hatte ich darauf gerechnet. Ich muß ſterben — bald — heute vielleicht, und ich laſſe einen unmündigen Knaben wehr- und ſchutzlos zurück. — Der Junge braucht einen Vater, ein Vorbild auf dem Wege der Ehre, einen Warner und Beſchützer. Ich kann ihm keinen Beſſern finden als euch.

„Mich?“ fiel Jörger erſtaunt ein: Ihr wißt doch —

„Und was?“ fragte Hohenberg.

„Daß ich die Güter der ältern Linie eures Hauſes zu Lehen trage; daß die der jüngern, wenn kein Erbe mehr vorhanden wäre, an mich fallen würden; endlich — daß ich — Ihr wißt, wer meine Frau iſt?“ — —

Eine heftige Bewegung schien den Sterbenden zu erschüttern. Er schwieg einen Augenblick, dann drückte er Jörgers Hand inniger, und zog sie an sein Herz. „Das weiß ich alles," hub er wieder an, „und eben darum habe ich euch zum Beschützer meines Sohnes erkohren. Elisabeth konnte nur einem edlen Manne ihre Hand geben, und glaubt nicht — doch ich weiß, Ihr fühlt das selbst — daß ich je fürchten könnte, der Besitz der Güter meiner Vettern könnte euch reitzen, eine Waise zu berauben. Der Ruf eurer Redlichkeit ist bekannt. In der heutigen Schlacht habt Ihr euch eben so tapfer als klug bewiesen. Erzieht den Jungen zu einem Manne, wie Ihr seyd — ich kann ihm nichts Besseres wünschen; schützt sein Erbtheil vor ungerechten Anmaßungen. Auch seine Mutter empfehle ich euch, sie war mir stets eine sorgsame Hausfrau, ihm eine zärtliche Pflegerinn." — Hier hielt Ludwig inne, das heftige Reden hatte ihn erschöpft, er sank in die Arme seiner Ritter zurück. Helmhard stand tief bewegt vor ihm; das feuchte Auge mitleidsvoll auf den Unglücklichen gerichtet, dessen letzter Augenblick gekommen zu seyn schien. Die Ritter bemühten sich, ihn noch ein Mahl in's Leben zu erwecken, es gelang ihnen. Er fing

wieder an zu athmen, er richtete sich noch ein Mahl in ihren Armen empor, und fragte kaum verständlich: „Ist Jörger noch hier?" Helmhard trat zu ihm, er ergriff seine Rechte, und sprach: „Ja, ich bin hier, mein Freund, um euch aus ganzem Herzen alles zuzusichern und zu versprechen, was Ihr verlangt habt, was Ihr noch fürder verlangen könnt. Ohne zu antworten, winkte Ludwig mit der Hand, ein Ritter ging hinaus, und führte den jungen Grafen herein. Hohenberg hieß ihn an sein Bette treten, er raffte seine letzten Kräfte zusammen, legte des Knaben Hand in Jörgers, und sagte nur schwach und unterbrochen: „Mit den Worten meines sterbenden Erlösers, vor dessen Throne ich bald erscheinen werde, übergebe ich euch dieß Kind, — das ist euer Sohn! — Knabe! — das ist dein Vater! — Der Knabe stürzte schreyend vor Schmerz an dem Bette des Vaters nieder. Helmhard war so erschüttert, daß er nicht zu sprechen vermochte; endlich bezwang er seine Rührung; mit einer Hand drückte er des Sterbenden Rechte an sein Herz, die andere legte er feyerlich auf des Knaben Haupt und gelobte im Angesichte Gottes und aller anwesenden Ritter, daß ihm des Grafen Vermächtniß ewig

theuer, und dieſes Kind ſein Sohn ſeyn ſollte. Er hatte noch nicht ausgeredet, als dieſer mit dem Geſchrey: „mein Vater ſtirbt!“ aufſprang. Helmhard fühlte Hohenbergs Hand, die er noch hielt, erkalten; er ſah in ſeinem Geſicht die Züge des Todes. Er hatte geendet. —

Eine lautloſe Stille feyerte ſeinen Hintritt. Alles ſchwieg, zu tief bewegt, um ſprechen zu können, bis endlich des Knaben lautes Schluchzen das Schweigen unterbrach. Da faßte ihn Helmhard in ſeine Arme: „So wahr mir Gott helfe,“ rief er, „du ſollſt mein Sohn ſeyn! Ich will alles thun, um dir deinen Vater zu erſetzen. Hierauf ordnete er, ſo gut es die Umſtände erlaubten, den Leichenzug des Grafen mit aller Pracht, die ſeinem Range gebührte, und führte das Heer dem Herzog Leopold entgegen, der mit Wuth und Verzweiflung, nur noch einen Tagmarſch vom Schlachtfelde entfernt, die Nachricht von ſeines Bruders Gefangenſchaft hörte.

Was für Bewegungen hierauf erfolgten, wie Herzog Leopold, wüthend über das Unglück des geliebten Bruders, das er ganz allein ſeiner Schuld, ſeiner Verſpätung beymaß, nach Baſel eilte, ſich dort vor jedermann einſchloß,

Haar und Bart wachsen ließ, und es nicht eher abzunehmen schwur, bis er seinen Bruder gerächt und befreyt hätte; wie er hierauf, um Ludwig von Bayern zu verderben, Bündnisse mit den Königen von Frankreich und Ungarn, mit dem Papst, und sogar mit König Johann von Böhmen abschloß, der in der Mühldorfer Schlacht gegen Österreich gestanden hatte, gehört nicht in den Plan dieser Blätter [24]). Helmhard von Jörger führte mit einigen andern während Leopolds Abwesenheit den Oberbefehl über das Heer, und sendete, da er selbst nicht der Überbringer dieser Nachrichten seyn wollte, einen seiner vornehmsten Lehnsmänner an Elisabeth ab, nachdem er ihn genau von allen Vorgängen in und nach der Mühldorfer Schlacht unterrichtet, und ihm befohlen hatte, ja nach der Ordnung und ohne Vorgreifen zu erzählen.

Elisabeth stand am Burgfenster, als der Ritter langsam den Berg herauf ritt. Sein Gesicht verkündete nichts Gutes, sie erkannte ihn, und einen Unfall ihres Gemahls fürchtend, eilte sie ihm ängstlich an's Thor entgegen. Seine ersten Worte beruhigten sie hierüber. Herr Helmhard war vollkommen wohl, und ließ ihr einen herzlichen Gruß entbiethen. Getröstet hörte sie nun

zu, und ahndete so wenig, was sie vernehmen sollte! Als der Ritter des Grafen Hohenberg und seines gefährlichen Vorsatzes, die Schlacht mitzumachen, erwähnte, ergriff sie ein Schauer. Der Ritter fuhr fort, er erzählte von seiner verzweiflungsvollen Tapferkeit, vom Schicksal der Schlacht; nun kam er auf Friedrichs Gefahr — auf das Andringen der Baiern — den Lanzenstoß, der den Grafen unter des Herzogs stürzendes Pferd warf. Sie erblaßte — ohne zu reden, winkte sie dem Ritter, sich zu entfernen, und stieg mit der letzten Kraft, die sie erringen konnte, die Stufen hinauf bis in ihr Zimmer. Hier sank sie nieder, es dämmerte um sie, sie verging ohne Bewußtseyn. Als sie erwachte, fand sie sich zu ihrer großen Beruhigung allein, und ein Thränenstrom erleichterte ihre gepreßte Brust. So hatte denn der erste, der einzige geliebte Freund ihrer Seele geendet, und alle seine Schmerzen und alle seine heiße Liebe für sie, schlummerte still im dunklen Grab! Ihm war wohl! das konnte sie sich nicht läugnen — aber sie fühlte seinen Verlust so tief, so neu, als hätte sie ihn bis jetzt unzertrennt besessen.

Als sie sich gefaßt hatte, ließ sie den Ritter rufen, um seinen Bericht zu enden. Der Schluß seiner Erzählung, so traurig er klang, besänftigte in stillem wehmüthigen Schmerz ihr tief erschüttertes Gemüth. Es rührte, es freute sie, daß ihr Freund in den letzten Augenblicken seines Lebens ihren Gemahl zum Vater seines Sohnes erwählt hatte. Sie sah das Zeichen der Versöhnung mit ihr in diesem schönen Vertrauen, und wenn Ludwigs Bild durch diese Züge von Seelengröße sich vor ihr in himmlischem Licht verklärte, so erhob sich auch die Achtung für ihren Gemahl. Der Mann, der seines erkannten Nebenbuhlers Freund, sein Trost im Tode seyn konnte, ward ihr nun durch das Zutrauen des Geliebten noch theurer, als durch ihre eigene Wahl.

Noch lange unterhielt sie sich mit dem Ritter über alle Umstände der Schlacht, und Hohenbergs Tod, und als sie ihn köstlich bewirthet hatte, entließ sie ihn zu ihrem Herrn zurück, mit der Bedeutung, daß sie jetzt wie immer seine Wünsche als Befehle erkennen, und mit Freuden ihn und den Sohn, den ihnen Gott geschenkt, erwarten würde.

Wohl zwey Monathe vergingen noch, ohne daß zwischen den beyden Heeren etwas Erhebliches

vorfiel; endlich, als der Winter völlig eingetreten war, zerſtreuten ſich die Schaaren, und jeder Lehnsherr führte die Seinigen nach Hauſe, um der Ruhe am heimathlichen Herd zu pflegen. Auch Helmhard kehrte mit ſeinem Pflegeſohn nach Hohenberg, und freute ſich, ihn in das Stammſchloß ſeiner Ahnen zu führen. Ein Bothe benachrichtigte ſeine Frau, und ſie eilte den Berg herab, ihrem Eheherrn entgegen. Mit vieler Freude begrüßte Helmhard das ſchöne geliebte Weib, und warf ſich vom Pferde herab in ihre Arme. Auch ſie drückte den verehrten Gemahl inniger an die Bruſt, und küßte unter Thränen ſeine Rechte, die Hohenbergs kalte Hand zum letzten Mahl gefaßt, und dem Geliebten Ruhe in der Todesangſt zugeſichert hatte. Nun ſtellte ihr Helmhard den jungen Grafen vor, aber ſtatt, wie ſie gefürchtet hatte, eine ſchmerzlich ſüße Erinnerung in ſeinen Zügen zu entdecken, machte eine auffallende Gleichheit mit ſeiner Mutter ihr Herz erſtarren, und ein kalter Schauer entfernte ſie von dem Knaben, ſo, daß ſie ſich Gewalt anthun mußte, ihn mit der liebevollen Freundlichkeit zu empfangen, die einem Unglücklichen, und dem Pflegeſohn ihres Mannes gebührte.

Mit der Ankunft des Ritters und der Erscheinung des Knaben hatte nun wieder ein rascheres Leben auf Hohenberg begonnen. Jörger, der ihn jeden Tag lieber gewann, beschäftigte sich viel mit ihm, und war in den trüben Wintertagen, die ihn auf seiner Bergfeste eingeschlossen hielten, sein Meister und Anführer in den meisten ritterlichen Übungen. Elisabethen kamen diese Zerstreuungen erwünscht, sie lenkten ihres Mannes Aufmerksamkeit öfters von ihr ab auf den Knaben, und erleichterten ihr die schwere Pflicht, ihren stillnagenden Schmerz seinem Blicke zu entziehen. Es gelang ihr auch ziemlich, und Jörger, der sie nie ganz heiter und froh gesehen hatte, bemerkte keine große Änderung in ihrem Betragen. Nur ihre Gesundheit schien zu leiden, aber klug und gelassen wußte sie die meiste Schuld auf die Strenge des Winters und die rauhe Luft der Gegend zu schieben. Darum, wie der Frühling sich näherte, schlug ihr Helmhard zur Zerstreuung und Erhohlung eine kleine Reise vor. Freundlich erkannte sie seine Sorgfalt, und folgte ihm zu einem Turnier und glänzenden Feste nach Prag, wo König Johann, ein junger feuriger Fürst, dem Waffenspiel, Minneglück und Zerstreuung näher am Herzen

lagen, als die Sorge für sein Reich, auf die Pfingstfeyertage alle Edlen und Großen seines, und der benachbarten Länder entbothen hatte. Die Waffen ruhten damahls, und Leopolds Unterhandlungen hatten Johann von Baiern abwendig gemacht. So zogen denn von allen Seiten Böhmische, Österreichische, Mährische Ritter u. s. w. heran, um im Scherz und Spiel sich Ruhm zu erwerben, bis die Kriegstrompete sie wieder zu ernsteren Kämpfen rief.

Das Fest zu Prag.

Zwey Tage vor den Pfingstfeyertagen trafen Helmhard und seine Frau mit einem glänzenden Gefolge in Prag ein, wo bereits alles von Fremden, die zu den Festen gekommen waren, wimmelte. Es übrigte gerade so viel Zeit, um Pferde, Rüstungen und alles, was zu einem glänzenden Auftritte nöthig war, in gehörigen Stand zu setzen; und am frühen Morgen des Tages, der zum Turniere bestimmt war, waffnete Elisabeth ihren Gemahl, und schmückte seine Rüstung mit einer prächtigen Feldbinde, die sie reich in Gold und Farben nach dem Wappen seines Hauses gestickt und heimlich für diesen Tag vollendet hatte. Mit dankbarer Freude umarmte Helmhard sein Weib für diesen Beweis ihrer Liebe, und hörte nun mit doppeltem Verdruße, daß die Ermüdung der Reise und die

Arbeiten der zwey letzten Tage sie zu sehr erschöpft hätten, als daß sie bey dem Turniere gegenwärtig seyn könnte; doch versprach sie ihm, bey dem Bankette, das Abends am Hofe gegeben wurde, in allem Glanze, der ihn freute, zu erscheinen.

Elisabeth war froh, ein paar stille Stunden zu gewinnen. Wirklich hatten die Zerstreuungen der letzten Tage erschöpfend auf sie gewirkt, und überhaupt stimmte ihr Gemüth zu nichts weniger als der rauschenden Fröhlichkeit, von der sie, ihrem Gemahle zu Liebe, sich jetzt umgeben sah. In sich gekehrt saß sie still in ihren Gemächern, ihr Geist schweifte weit von dem schimmernden Schauplatze in die Scenen ihrer glücklichen Jahre zurück, und überrascht hörte sie gegen Mittag das Geräusch des Volks, das vom Turnierplatze zurück strömte, das Getöse der bewaffneten Pferde, die ihren siegreichen oder besiegten Herrn nach Hause trugen. Auch Helmhards Zug schimmerte schon die Straße herab, und sie eilte ihrem Gemahle entgegen.

Seine frohe Miene, sein blitzendes Auge verkündigten ihr von weitem, daß er unter den Siegern beym Kampfspiele gewesen war. König Johann selbst, der an Kraft und Gewandtheit

die Meiſten übertraf, und Herr Helmhard hatten ſich vor Vielen ausgezeichnet; aber dennoch trug ein junger Mähriſcher Ritter den höchſten Preis davon, Herr Walter von Wartenberg, gegen den weder Jörger noch der König etwas vermochte, und der durch ſeine ritterlichen Sitten und ſeine ſchöne Geſtalt eben ſowohl, als durch ſeine Geſchicklichkeit und Tapferkeit aller Augen auf ſich gezogen hatte.

Als der Abend kam, kleidete ſich Eliſabeth, wie es ihr Gemahl wünſchte, mit Geſchmack und Pracht und folgte ihm in das Schloß. Die Verſammlung war bereits zahlreich, Jörger führte ſeine Frau mit einem ſtolzen Gefühle durch die Reihen, und ſtellte ſie dem Könige vor, der ſichtbar von ihrer edlen Geſtalt angezogen, ſich lange freundlich und munter mit ihr unterhielt. Als ſie ſich hierauf zu den anweſenden Frauen geſetzt hatte, wurde von allen Seiten über das heutige Turnier und den ſchönen Mähriſchen Ritter geſprochen. Jede wußte etwas von ihm zu erzählen, von ſeiner anziehenden Geſtalt, von ſeinem Lautenſpiele, von ſeinen Dichtergaben, von ſeinem raſchen Lebensmuthe und ſeinen edlen Sitten. Eliſabeth hörte ſtill zu, ihr war das alles ziemlich gleichgültig, und ſie ſah in dieſen

Lobeserhebungen nur das schlecht verborgene Verlangen, von dem merkwürdigen Manne, den man so sehr auszeichnete, auch wieder ausgezeichnet zu werden. Nur was eine ihrer Nachbarinnen erzählte, kam ihr gehaltvoller vor, und machte nun auch sie begierig, den Fremden kennen zu lernen.

In der Schlacht von Mühldorf nähmlich, wo er unter König Johanns Fahnen stritt, hielt er allein mit den Seinigen Stand, als die Böhmen vor Herzog Friedrich und seinen Österreichern zu weichen anfingen; er rettete den König, der mit dem Pferde stürzte, und darüber bald in Österreichische Gefangenschaft gerathen wäre, indem er ihm das seinige gab; und als Hohenzollerns List das Treffen zum Schaden von Österreich zu wenden wußte, drang er sogleich wieder vor, und suchte sich einen Weg bis zu Friedrich selbst zu bahnen. Da warf sich ihm ein Österreichischer Ritter entgegen, und es begann ein hartnäckiger Kampf zwischen ihnen beyden. Ihre Hiebe fielen dicht, Funken sprühten aus Schildern und Helmen. Im Feuer des Kampfes bemerkte der Österreicher nicht, daß niemand mehr von den Seinigen um ihn war, und er ganz allein unter den immer mehr vordringenden

Böhmen ſtritt. Schon floß ſein Blut aus mehreren Wunden; da hielt Wartenberg die Seinigen zurück und both ihm ritterliche Haft an, wenn er ſich ergeben würde. Der Ritter ſah ſich um, er gewahrte ſeine Verlaſſenheit, aber ſein Muth wuchs mit der Gefahr, er wollte nichts von Gefangenſchaft hören. In dieſem Augenblicke erſcholl von allen Seiten der laute Ruf: Herzog Friedrich iſt gefangen! die Öſterreicher ziehen ſich zurück! „Ergebt euch nun!" rief Wartenberg, „was kann eure verzweifelnde Tapferkeit eurem gefangenen Herrn frommen? Ihr blutet aus ſo vielen Wunden, und kein Menſch iſt, der euch nicht das Zeugniß geben wird, daß ihr ritterlich und rühmlich geſtritten. Gefangen ſeyd ihr auf jeden Fall, ſo ergebt euch lieber mir, es wird euch nicht reuen!".

Der treuherzige Ton dieſer Rede ſchien den Fremden zu bewegen; er reichte Wartenbergen ſein Schwert, und dieſer ſprang ab, half dem Verwundeten freundlich vom Pferde, und führte ihn ſorgſam unter einen Baum, neben dem eine Quelle hervorrieſelte. Hier bath er ihn niederzuſitzen, und ſchickte um einen ſeiner Reiſigen, der ſich auf die Behandlung der Wunden verſtand. Dankbar reichte ihm der Gefangene

peten und Pauken wirbelte, als der König sich erhob; sein Aufstehen war ein Zeichen zum allgemeinen Aufbruche, die Ritter drängten sich vor, um die Frauen vorbeygehen zu sehen; Wartenberg stand in der vordersten Reihe, Elisabeth mußte hart an ihm vorbey streifen, und sein Auge begegnete ihr mit so bedeutungsvollem Blicke, daß sie das ihrige erröthend senkte.

Als man im Tafelsaale angekommen war, erklärte der König laut, daß, um der ungezwungenen Unterhaltung und des frohen Genusses wegen, jede Rangordnung aufgehoben, jedes Ceremoniel verbannt seyn solle, und sich jeder setzen möge, wie und wo ihm gelüste. Er selbst trat zu Elisabeth, führte sie an einen Sitz, und nahm neben ihr Platz. Diese Auszeichnung, die die Blicke des ganzen Hofes auf sich zog, machte sie verlegen, ihr Auge suchte ihren Gemahl. Sie hätte gewünscht, ihn an ihrer Seite zu haben; aber Herr Jörger war weit entfernt, und indem sie das Auge gerade vor sich erhob, traf es auf Wartenberg, dem eben eine von den schönsten Damen des Hofes freundlich einen Platz neben sich anwies. Dieses Zusammentreffen vergrößerte ihre Verlegenheit und ihre Zerstreuung, aber außer Stande, ihre gespannte Lage zu än-

dern, nahm sie sich vor, sie mit Anstand zu ertragen, und König Johann war entzückt über den Geist seiner Nachbarinn, indeß der Ernst, mit dem sie alle Schmeicheleyen, alle Anspielungen auf ihre Schönheit achtlos überging, ihn heftiger reitzte.

Während sie gegen den König diese Fassung behauptete, war ihre Brust von wunderbaren Gefühlen bewegt. Vergebens gab sie sich alle Mühe, die Erinnerungen, die sich ihr gewaltsam aufdrängten, zu verbannen, jeder Blick zeigte ihr den verlornen Geliebten in allem Schimmer der Jugend, blendender, als sie ihn selbst gekannt hatte. Ihr Traum in Maria Zell fiel ihr ein — sie sah jetzt deutlich dieselbe Gestalt vor sich, und ein geheimer Schauer ergriff sie, wenn sie auf den verhängnißvollen Zusammenhang zwischen ihrem Schicksal, und dem dieses völlig fremden Mannes dachte. Was noch mehr beytrug, sie zu verwirren, war die lebhafte Aufmerksamkeit, mit der Herr von Wartenberg sie betrachtete, seine Blicke, die beynahe immer auf sie geheftet waren! Wie sehnlich wünschte sie nicht das Ende des langen schwelgerischen Banketts herbey! Wie froh war sie, als endlich der König das Zeichen zum Aufbruche gab, und es

ihr vergönnt war, ihr tief aufgeregtes Herz in der Stille der Einsamkeit zu beruhigen! Mit Zittern sah sie dem kommenden Tage entgegen, da der ganze Adel bey einem Ball zu erscheinen geladen war, und wo Helmhard ihr nicht gestatten wollte, wegzubleiben.

Der zweyte Tag ging zu Ende, die Sonne sank hinter den Zinnen und Thürmen von Prag, und ihr Feuerstrahl loderte über die Fläche der Moldau hin, da bedeckte sich der Fluß nach und nach mit unzähligen kleinen Schiffchen, die mit Blumen, Flittern und Bändern von allen Farben bekränzt, in muntern Reihen hin und her segelten. Sie erwarteten den Hof und die Gesellschaft, die zum Feste bestimmt war, um sie nach der Moldauinsel zu führen, auf der Johann, gewöhnt am üppigen Französischen Hofe, wo er sich mehr als in seinem Reiche aufhielt, kostbare und geschmackvolle Feste zu sehen, mit königlichem Sinn und verschwenderischer Pracht ein glänzendes Fest hatte bereiten lassen. Er war der Erfinder, der Anordner aller dieser Ergetzlichkeiten, und in einem seltenen Verein wußte sein Geist Frohsinn mit Pracht, Munterkeit mit Anstand so wohl zu verbinden, daß man von dem Gedanken, am Hofe eines mächtigen Für-

ſten zu ſeyn, nie im Genuſſe der Freude geſtört, und von der Freude nie ſo hingeriſſen wurde, zu vergeſſen, wo man war.

Der Adel hatte ſich im Schloß verſammelt; von dort ging der Zug an's Ufer des Fluſſes, das zu beyden Seiten eine unzählbare Volksmenge bedeckte, begierig, das Schauſpiel königlicher Pracht zu ſehen. Die zierlichen Gondeln nahten dem Ufer. Nach einem ſtill waltenden Geſetz, das unbemerkt gegeben, und eben ſo unbemerkt befolgt wurde, ordnete ſich Alles, die Geſellſchaft ſchiffte ſich ein, und jeder ſchien nur ſeinem eigenen Willen zu folgen, indeß er dem Geiſt gehorchte, der Alles leitete. Unter lauter, fröhlicher Muſik ſtießen die Nachen vom Lande, Scherz und Lachen, Geflüſter und Gekoſe herrſchten in den dämmernden Lauben von Tannengeſträuch, die ſie überwölbten. Johann ſaß an Eliſabeths Seite, er hatte gewußt es ſo zu veranſtalten, daß ſie in demſelben Nachen mit ihm fahren mußte. In zärtlichen Ausdrücken, die doch nicht das ſtolze Gefühl verbargen, in welchem er ſich über jede Abweiſung erhaben glaubte, erklärte er ihr ohne Rückhalt die Empfindungen ſeines Herzens, und fühlte ſich durch den Ernſt, womit ſie ſie aufnahm, eben ſo ſehr

beleidigt, als angezogen. Jetzt hatten die Nachen die Insel erreicht. Musik und fröhliche Chöre empfingen sie; unter dem Schalle ländlicher Flöten und Schallmeyen stiegen sie an dem zauberisch geschmückten Ufer aus. Die Insel war in einen Feengarten verwandelt. Blumengewinde schlangen sich von Baum zu Baum, aus den Büschen ertönten unsichtbare Chöre von Sängern, die Lieder der Liebe sangen. Auf freyen Rasenplätzen, mit tausend Blumen bedeckt, tanzten blühende Mädchen, als Dryaden und Hamadryaden gekleidet, den Reihen; dort im Gebüsche hielten Faunen und Satyren ein lärmendes Gelag. Auf einem still verschlossenen Platze, von ehrwürdigen Bäumen beschattet, sang ein jugendlich schöner Apoll den versammelten Hirten; dort, wo der Hayn noch wilder wurde, klagte Orpheus um Euridicen, und künstlich nachgeahmte Thiere schienen sich sehnsuchtsvoll nach seinen Tönen zu bewegen. Der ganze Olymp der Fabelwelt hatte sich auf die schöne Insel herabgesenkt, und Auge und Ohr schwelgte in den sinnreichst ersonnenen Freuden [25]). Staunend und erfreut folgte die Gesellschaft dem Könige, der, Elisabeth am Arme, sie überall hinleitete, bis sie zuletzt am Ende einer majestätischen Allee

ein schimmerndes Zelt über vergoldeten Säulen schwebend glänzen sahen, aus dem ihnen eine rauschende Tanzmusik entgegen scholl. Das war der Schluß aller Herrlichkeiten, und der eigentliche Zweck des heutigen Festes. Die Gesellschaft zerstreute sich in dem prächtig geschmückten Zeltsaale, den Geschmack und Glanz, der ihnen überall entgegen strahlte, bewundernd, bis der Tanz sie zu andern Freuden rief. Kein Bitten, kein ungestümes Dringen des Königs konnte Elisabeth bewegen, zu tanzen, und erzürnt über ihre Weigerung, verließ er sie endlich gleichsam trotzend, und mischte sich in die Reihen der schönsten Frauen, die ihm mit der regsten Aufmerksamkeit entgegen kamen.

Elisabeth war froh, einige ruhige Augenblicke zu haben; mit leichtem Herzen sah sie den König sich angelegentlich mit andern Frauen unterhalten, und alle seine Künste gingen an ihr verloren. Nach und nach erschienen Masken in dem Saale, und sie sah wohl, wie einige der Gesellschaft sich entfernten, und über eine Weile vermummt wieder kamen. Ihr Gemahl hatte sich mit ein paar ältern Rittern zum Würfelspiel niedergesetzt, das er liebte, unter der bunten Menge, die sie umgab, waren Wenige,

die sie kannte, niemand der ihr werth war — und jene zwey Gestalten, deren Eine so wunderbare Gefühle in ihrer Brust erregt hatte, waren nirgends zu sehen. In manchen Augenblicken wünschte sie sich Glück, diese allzulebhaften Erinnerungen heute nicht erneuert zu finden, in manchen überraschte sie sich selbst bey sorgfältigem Spähen, ob sie nirgends das Ebenbild der theueren Gestalt erblicken könnte, die ihrem Geiste ewig vorschwebte. Sie strafte sich um dieses Wunsches willen, und vermochte nicht, ihn zu besiegen. So führte eine trübe Vorstellung sie auf die andere; je lauter, je fröhlicher es um sie wurde, desto tiefer versank sie in düstern Gedanken, aus denen plötzlich eine laute Bewegung der Versammlung sie weckte. Die Nacht war eingebrochen, und wie der letzte Tagesstrahl erlosch, entflammten sich in der Aue rings um das Tanzzelt alle Gänge und Gebüsche in hellem schimmernden Lichte. Alleen von Feuer liefen bis an den Strom, Blumengewinde, aus Funken gebildet, schlangen sich durch die Gebüsche, Nahmenszüge loderten in bunten Flammen auf. Alles strömte neugierig aus dem Saale der schimmernden Erleuchtung zu, und zerstreute sich in der Aue. Auch Elisabeth war einem Schwarm

gefolgt, und irrte mit ihnen durch die erleuchteten Gänge. Sie sah mit Vergnügen die wunderbaren Wirkungen des Lichts in der Nacht des Waldes, die seltsam täuschenden Gestalten der Gebüsche, und verlor sich im Anschauen. Als sie ihren Begleiterinnen folgen wollte, fand sie sich allein. Müde des langen Betrachtens hatten die Andern sie verlassen, und sie wandte sich, um ihnen nachzugehen, wo sie sie in der Ferne plaudernd und lachend vor sich hin schwärmen sah. Da führte der Pfad sie am Ufer des Stroms vorbey, und sieh! eine Pyramide aus stillem bläulichem Feuer gebildet, brannte mit mildem Glanz am gegenseitigen Ufer, und spiegelte ihre sanften Lichter im Strome, der die schöne Erscheinung wiederhohlte. Die Abgeschiedenheit dieses Schauspiels, seine Entfernung von dem Geräusch, das die übrige Insel durchtobte, der beruhigende Eindruck desselben wirkten angenehm auf Elisabeths Gemüth. Sie blieb stehen, sie betrachtete die Pyramide, ihren Abglanz im Wasser, und setzte sich dann auf eine Rasenbank, wo ein lieblicher Contrast, von fern der weithinschimmernde Tanzsaal, die feurige Beleuchtung der Bäume, die Musik, das Getöse der wandelnden und tanzenden Menge, und hier

der ruhig daherziehende Strom, die Dämmerung, die sie umfing, das stille Licht in der einsamen Nacht, ihre Seele in wehmüthig süße Träume wiegte. Auf einmahl ertönte ein leiser Saitenklang nahe bey ihr im Gebüsche, jetzt noch einer, die Töne reihten sich zur stillklagenden Melodie, und gleich darauf traten zwey Minstrels, verlarvt, aber prächtig und ganz so gekleidet, wie die Heldenbücher sie aus der schönen Zeit der provenzalischen Dichtkunst schildern, hervor. Ehrfurchtsvoll grüßten sie Elisabeth, stellten sich unweit von ihr, der Eine ergriff die Laute, irrte mit fertiger Hand durch die Saiten, und fiel dann mit einer schönen Stimme ein, die in Elisabeths Brust seltsam wiederklang. So sang der Minstrel:

Es irrt ein Pilger durch Berg und Thal,
Des Morgens erster röthlicher Strahl
Trifft ihn in einsamen Gründen.
Er wandert, bis spät der Abend sinkt,
Und wenn der Mond durch die Wolken blinkt,
Wird er noch den Wandelnden finden.

Es irrt ein Pilger durch Wald und Feld,
Es lieget die weite, die offene Welt
So lachend vor seinen Blicken.

Ihn rühret des Spätroths ruhiges Licht,
Ihn reitzet die Fülle des Herbſtes nicht,
Mit welcher die Fluren ſich ſchmücken.

Woher, du lieblicher Knabe, woher?
Dein blaues Auge, von Thränen ſchwer,
Iſt jammernd zum Himmel gerichtet.
So jung, und kenneſt das Unglück ſchon?
Biſt du der Heimath, der ſüßen, entflohn?
Biſt du vor Feinden geflüchtet? —

„Was nenneſt du Heimath, was nenneſt du Feind?
Mit der Heimath iſt gar Manches gemeint,
Im Arm, an dem Buſen der Lieben,
Mit denen das Unglück uns innig verband,
Dort blühet das wahre Vaterland —
Weh dem, den man dorten vertrieben!"

„Und Feinde? Sie nahen mit Schild und Speer?
Nicht immer dem Armen, ein ſtreitbares Heer —
Das Herz iſt gar leicht zu verletzen!
Es wandelt das Schickſal in Dunkel gehüllt,
Es ſchleudert den Blitz, ſein Spruch wird erfüllt,
Wir weichen den eh'rnen Geſetzen."

„Und kennſt du der Liebe heilige Macht?
Sie erhellet des Blinden ewige Nacht,
Wird Kerker zu Eden ihm ſchmücken;
Sie leitet mit ſorglicher Liebe den Freund,

Dem die leuchtende Sonne nur wärmet, nicht ſcheint,
Und fühlt ſich beglückt im Beglücken."

„So laß mich denn wandern, ſo laß mich denn ziehn,
Nur eilend kann ich dem Jammer entfliehn,
In der Ferne von Schmerzen geſunden!" —
Er ſprachs, und deckte das Aug' mit der Hand,
Und wie er ſeufzend ſich ſeitwärts gewandt,
War die holde Erſcheinung verſchwunden."

Der Minſtrel ſchwieg. Eliſabeth war tief erſchüttert. Der Inhalt des Liedes, der in leiſen Anklängen ihr ganzes Schickſal berührte, die romantiſche Erſcheinung, noch mehr aber die Stimme des Unbekannten, die vollkommen jenen weichen rührenden Accenten glich, die noch immer in ihrer Seele wiederhallten — Alles vereinigte ſich, um ſie in eine Art von Bezauberung zu verſetzen, in der ſie die Wahrheit nicht mehr von der Täuſchung zu ſondern wußte. Wie der Minſtrel auf ſeinen Freund gelehnt vor ihr ſtand, glaubte ſie den verlornen Geliebten ſelbſt zu ſehen, ſeinen Geſang wie in jenen Tagen auf der Seuſenburg zu hören, ihre Thränen brachen hervor, ſie vergaß, was geſchehen war, rief: „Ludwig!" und eilte auf den Fremden zu. — — In dieſem Augenblick ſtürzte dieſer zu ihren

Füßen: „Vergebt — vergebt, edle, unglückliche Frau, wenn ein Unbekannter es wagte, schmerzliche Erinnerungen in eurer Brust zu wecken! Nur der Wunsch, euch zu zeigen, daß euer Schicksal mir bekannt ist, daß ich eure hohe Tugend kenne und verehre, konnte mich zu dieser Kühnheit verleiten." Elisabeth hatte sich während seiner Rede etwas gefaßt. — „Wer seyd Ihr, wie kennet Ihr mich so genau?" fragte sie mit noch zitternder Stimme. Der Fremde nahm die Maske ab — Elisabeth erblickte Hohenbergs Züge, und ihre Verwirrung vermehrte sich wieder. „Ich heiße Wartenberg, sagte der Fremde, mein Nahme wird euch wohl unbekannt seyn." Elisabeth stand einige Augenblicke schweigend, halb in dem zauberhaften Anblick verloren, halb bemüht, die gehörige Fassung zu erringen — sie besann sich jetzt langsam auf Alles, auf die Erscheinung des gestrigen Tages, und Wartenbergs Geschichte aus der Mühldorfer Schlacht. „Steht auf, Herr von Wartenberg!" sagte sie endlich: „Euer Nahme ist mir nicht unbekannt, ich habe ihn mit Achtung nennen gehört, aber steht auf, ich bitte euch, wir sind hier nicht allein." — „Nicht eher bis Ihr mir verziehen habt, edle Frau!" rief der

Ritter lebhaft. „Ich fühle die ganze Größe meines Vergehens, ich verehre den Schmerz, der euch hinriß, aber euer Unglück ist zu schön, um euch nicht gern weinen zu sehen. Verzeiht!" Diese Worte des Ritters verwirrten Elisabeth noch mehr, schweigend reichte sie ihm die Hand, die er brünstig an seine Lippen drückte, schweigend winkte sie ihm, aufzustehen. Er gehorchte. — „O!" rief er jetzt, indem er ihre Hand ehrerbiethig an seine Brust drückte, und dann los ließ: „O, wer würde nicht gern Augen und Leben verlieren, um so beweint zu werden!"

Elisabeths Herz schlug in bangen Schlägen, ihre Brust flog — ihre Verlegenheit nahm mit jedem Augenblicke zu. „Laßt uns in den Saal gehen, Ritter," sagte sie mit ungewisser Stimme, „es ziemt mir nicht, länger hier euer Gespräch anzuhören." — Wartenberg verbeugte sich schweigend, und both Elisabeth den Arm. — Sie gingen auf den Saal zu, der zweyte Minstrel folgte ihnen. Keines sprach ein Wort, aber Wartenbergs Auge, das zuweilen scheu und glühend auf das ihrige traf, sagte weit mehr von dem Zustand seiner Seele, als die beredtste Erklärung. Sobald sie in dem Saal angekommen waren, und der König Elisabeth an Wartenbergs

Seite sah, eilte er auf sie zu, bemächtigte sich ihres andern Arms, und schien entschlossen, sie diese Nacht nicht mehr zu verlassen. Sie fühlte sich in einer peinlichen Lage. Wenn hier des Königs zudringliche Liebe sie beleidigte, so schreckte sie dort die gefährliche Ähnlichkeit, die ehrerbiethige Gluth, die halb zurück gedrängt, um desto rührender hervorbrach. Im gemeinschaftlichen Gespräche enthüllte Wartenberg so viele Spuren zarter lebhafter Gefühle, ritterlichen Muths und feuriger Entschlossenheit, ihre Seelen berührten sich in so manchen Puncten, sie fand auch in den Gesinnungen so viele Ähnlichkeit mit dem verlornen Freunde, daß die Überzeugung von der Nothwendigkeit, diese allzu gefährliche Nähe schnell zu meiden, und sich jeder Annäherung zu entziehen, immer lebendiger in ihr wurde.

Mit Unmuth sah der König schon lange, daß es ihm nicht gelingen wollte, seinen Mitwerber zu verdrängen, er sah, daß wenn auch Elisabeth ihm denselben nicht vorzog, er sich dennoch keines Vortheils über ihn rühmen konnte; jetzt konnte seine lebhafte Ungeduld es nicht länger aushalten. Er stand auf und befahl Wartenberg, ihm zu folgen, sie wollten sich Tänze-

rinnen ſuchen und einen Tanz aufführen, den ſie vorher ſchon geübt hatten. Wartenberg gehorchte, ſein Blick, nicht ſeine Worte ſagten Eliſabethen Lebe wohl! Ihr Auge folgte ihm verſtohlen, ſie ſah ihn unter der Menge verſchwinden, ſie ſeufzte, aber ihr Geiſt hatte noch Kraft genug, dieſen Seufzer zu verdammen, und ſo ſtand auch ſie auf, den Augenblick der Freyheit nützend, um ihren Gemahl zu ſuchen, und mit ihm das Feſt ſogleich zu verlaſſen. Wie ſie in ein Nebenzimmer trat, hörte ſie, daß ihr jemand eilig folgte, ſie ſah ſich um, es war der zweyte Minſtrel, der im Garten ſchweigend an Wartenbergs Seite geſtanden hatte. „Verzieht einen Augenblick, edle Frau!" ſagte er mit einer tiefen angenehmen Stimme, die Eliſabethen nicht ganz fremd ſchien, „und erweiſet einem Unbekannten die Gnade, ihm eine Frage zu beantworten." Eliſabeth blieb ſtehen. „Was wollt ihr von mir? ihr verkennt mich vielleicht." — „Gewiß nicht," antwortete der Minſtrel: „Ihr ſeyd Frau von Jörger, aber ihr ſeyd auch das Pilgermädchen, der Pilgerjüngling aus dem ſchönen Thale von Lilienfeld." — Eliſabeth erröthete. „Woher wißt ihr von der Pilgerinn? wer hat euch erzählt?" — „Das erlaubt mir zu

verſchweigen, edle Frau! nur dieſe einzige Frage: Lebt eure Freundinn Agnes noch?" — Eliſabeth ſah die Maske forſchend an — es war eine ſchlanke Geſtalt, von mehr als gewöhnlicher Länge, und zwey düſtere dunkle Augen blitzten ſie aus der Larve hervor an. „Ich weiß nicht, wie ihr zu dieſer Frage kommt?" antwortete ſie — „aber — Agnes lebt." — „Und wo?" — „Bey der Königinn von Ungarn." — „Iſt ſie noch frey?" Die Stimme der Maske wurde zitternder. „Ja, ſie iſt frey." — „Ihr ſeyd unausſprechlich gütig!" rief der Fremde mit lebhafter Bewegung. — „Vollendet euer ſchönes Werk. Nur noch ein einziges Wort! Denkt ſie noch an ihre Jugendtage, an Lilienfeld, an die Menſchen, die ſie dort umgaben?" „Es iſt wahrlich ſonderbar," erwiederte Eliſabeth, „von einem völlig Unbekannten ſo gefragt zu werden. Ich könnte eure Frage mit einer andern beantworten. Woher kömmt euch das Recht, euch darnach zu erkundigen?" „Das Recht?" rief der Minſtrel lebhaft, und ſeine Stellung wurde ſtolzer: „Bey Gott! ich denke, ich habe ein Recht dazu! — Aber, ich ſehe wohl ein, daß ich es hier nicht geltend machen kann — und ſo" — indem er ſich beſcheiden verbeugte — „habt die Ge-

wogenheit, edle Frau, und antwortet einem Unbekannten, der in dieſem Augenblicke keinen Anſpruch für ſich anführen kann, als daß er ſehr unglücklich iſt, und von eurem Edelmuthe Aufrichtigkeit erwartet." — Dieſe Antwort, der zitternde Ton, in dem ſie geſprochen wurde, rührte Eliſabeth. — Sie ſann auf's neue nach, ſie betrachtete den Fremden genauer — endlich ſagte ſie: „Wer ihr auch ſeyn mögt — ihr nehmt lebhaften Antheil an meiner Agnes, ihr ſeyd nicht glücklich — das ſind zwey heilige Rechte auf meine Theilnahme. Wißt denn, auch ſie iſt es nicht, ſie wird Lilienfeld und den Geſpielen ihrer Jugend nie vergeſſen." Bey dieſen Worten, die ſie langſam ausſprach, faßte ſie des Minſtrels Hand, und ſah ihm forſchend und bedeutend in die Augen. Sie fühlte die Erſchütterung, die ihn durchbebte; er ergriff ihre Hand, und drückte ſie an ſein Herz. „O, habt Dank! habt Dank! ihr habt mir das Leben wieder gegeben!" — „Herrmann!" rief Eliſabeth, der in dieſem Augenblicke alles klar ward, und die Geſtalt des Grafeneckers, den ſie geſtern geſehen, einfiel; aber der Fremde drückte ihre Hand heftig, riß ſich los und war verſchwunden.

Sinnend, langsam und tief gerührt, ging sie nun zu ihrem Manne und bath ihn, mit ihr nach Hause zu gehen, weil sie sich nicht wohl befinde. Helmhard erschrak; sie beruhigte ihn, ja, sie ersuchte ihn endlich, bey seinem Spiele zu bleiben, und sie nur mit seinen Leuten nach Hause zu schicken. Er nahm dieß Anerbiethen an, sorgte liebevoll für ihre Zuhausekunft, und war sehr froh, sie des andern Tages wieder wohl zu finden. Aber sie gestand ihm, daß die Zerstreuungen, das Geräusch, welches sie hier am Hofe immerwährend umgäbe, ihrer Gemüthsstimmung, ja selbst ihrer Gesundheit zuwider wäre, und bath ihn, weil sie sah, wie wenig er Lust bezeugte, den Hof und Prag zu verlassen, so lange die Festlichkeiten währten, ihr zu erlauben, den unruhigen Aufenthalt in der Herberge mit dem im Frauenstifte, wo eine Verwandte von ihm Äbtissinn war, zu vertauschen. Dort wollte sie in der Stille und Einsamkeit, die ihrer Stimmung so sehr zusagte, an die sie von Jugend auf gewöhnt war, die Zeit zubringen, bis er alle Freuden, die diese glänzende Periode ihm darboth, genossen haben würde, und bereit wäre, sie abzuhohlen.

Helmhard willigte ungern in dieß Verlangen. Er liebte seine Frau herzlich, er wünschte sie um sich zu haben, er konnte sich's nicht vorstellen, daß die Ergetzlichkeiten, die ihm noch so viel Freude machten, seiner viel jüngern Frau nicht angenehm seyn sollten; indessen siegte dennoch Elisabethens sanfte Beharrlichkeit, ihr bescheidenes Bitten. Noch denselben Nachmittag führte er sie in das Stift, und empfahl sie mit warmer Liebe der Freundschaft seiner Muhme. Als die Klosterpforte sich aufthat und hinter ihr zuschloß, als sie sich in dem unnahbaren Asyle sah, schien ein Stein von ihrer Brust gewälzt. Sie hatte eine undurchdringliche Scheidewand zwischen sich und einer allzu reitzenden Gefahr errichtet, sie hatte der widerlichen Liebe des Königs alle Hoffnung benommen, und es blieben ihr noch einige Tage Zeit, um in der wohlthätigen Stille der Einsamkeit die Erschütterungen der vorigen Tage ausbeben zu lassen, und ihr Herz in jene ruhige ergebene Fassung zu bringen, in der allein sie das Verlorne Gott mit Ergebung aufopfern, und sich zur Erfüllung ihrer Pflicht geschickt zu machen vermochte. In den hallenden einsamen Gängen, vor den Bildern der Heiligen, die gelitten, gekämpft hat-

ten, wie sie, begann sie den neuen Streit mit ihrem Herzen, und in Thränen und Gebeth fand sie einen Theil der Ruhe wieder, die ihr Wartenbergs Anblick geraubt hatte. Ihn selbst sah sie nicht wieder. Am achten Tage, als alle Feste zu Ende waren, hohlte Herr Helmhard sie aus dem Stifte ab, und als sie Prag mit seinen Zinnen und Thürmen weit hinter sich im Abendglanze schimmern sahen, gestand er ihr mit einer dankbaren Umarmung, daß das Betragen des Königs gegen ihn in den letzten Tagen, seine auffallenden Erkundigungen nach ihr, sein sichtlicher Unmuth, ja sogar einige Versuche, Elisabeth, Trotz der Klosterregel, dennoch zu sehen und zu sprechen, die ihm seine Muhme voll Schrecken mitgetheilt hatte, ihm jetzt erst die wahre Ursache ihrer Entfernung vom Hofe erklärt, und ihm einen neuen entzückenden Beweis ihrer Liebe und Klugheit gegeben hatten. Elisabeth erröthete ein wenig, und nahm mit inniger Beschämung die herzlich dankbare Zärtlichkeit ihres Gemahls an; doch gelobte sie sich mit erneuertem Ernste, dieß schöne Zutrauen nie zu täuschen, und stets der Liebe eines so edlen Herzens werth zu bleiben.

So erreichten ſie Hohenberg, wo Helmhard mit Vergnügen zu dem Unterrichte und der Geſellſchaft ſeines Pflegeſohnes, und Eliſabeth zu den Beſchäftigungen ihrer Einſamkeit zurückkehrte.

Anmerkungen zum erſten Theil.

1) Dieſe Beſchreibung, ſo wie beynahe alle folgenden, ſind wirkliche Schilderungen von Gegenden in Öſterreich über und unter der Enns, die ihrer Schönheit willen gewiß mehr bekannt zu ſeyn verdienten, als ſie es gegenwärtig noch ſind. Die Traiſen, ein anſehnlicher Waldſtrom, entſpringt in den Gebirgen an der ſteyermärkiſchen Gränze, fließt bey Lilienfeld und der Kreisſtadt St. Pölten vorbey, und ergießt ſich bey Traismauer in die Donau.

2) Nah bey dem einſt prächtigen Stifte Lilienfeld, das im Spätjahre 1810 ein unglücklicher Brand einäſcherte, ſteht eine große Gewehrfabrik, welche mit ihren vielen Gebäuden eine Art von Dorf ausmacht.

3) Dieſes alte Dormitorium ſtand noch vor Kurzem. Ein ungeheurer Saal von Gothiſcher Bauart auf einigen Reihen von Säulen ruhend.

4) Die Kirche des bekannten Wallfahrtsortes Maria Zell in Steyermark wurde von dieſem Markgrafen Heinrich erbauet. Der Weg von Wien geht über Lilienfeld dahin.

5) Dieſe Burg, ſo wie Kreisbach, zwiſchen St. Pölten und Lilienfeld gelegen, gehörte nebſt andern vielen Beſitzungen vor der Reformation den Herren und Grafen

So erreichten sie Hohenberg, wo Helmhard mit Vergnügen zu dem Unterrichte und der Gesellschaft seines Pflegesohnes, und Elisabeth zu den Beschäftigungen ihrer Einsamkeit zurückkehrte.

Anmerkungen zum ersten Theil.

1) Diese Beschreibung, so wie beynahe alle folgenden, sind wirkliche Schilderungen von Gegenden in Österreich über und unter der Enns, die ihrer Schönheit willen gewiß mehr bekannt zu seyn verdienten, als sie es gegenwärtig noch sind. Die Traisen, ein ansehnlicher Waldstrom, entspringt in den Gebirgen an der steyermärkischen Gränze, fließt bey Lilienfeld und der Kreisstadt St. Pölten vorbey, und ergießt sich bey Traismauer in die Donau.

2) Nah bey dem einst prächtigen Stifte Lilienfeld, das im Spätjahre 1810 ein unglücklicher Brand einäscherte, steht eine große Gewehrfabrik, welche mit ihren vielen Gebäuden eine Art von Dorf ausmacht.

3) Dieses alte Dormitorium stand noch vor Kurzem. Ein ungeheurer Saal von Gothischer Bauart auf einigen Reihen von Säulen ruhend.

4) Die Kirche des bekannten Wallfahrtsortes Maria Zell in Steyermark wurde von diesem Markgrafen Heinrich erbauet. Der Weg von Wien geht über Lilienfeld dahin.

5) Diese Burg, so wie Kreisbach, zwischen St. Pölten und Lilienfeld gelegen, gehörte nebst andern vielen Besitzungen vor der Reformation den Herren und Grafen

von Jörger, die ebenfalls in Österreich über der Enns Scharnstein, Toleth u. s. w. besaßen. Jetzt ist diese Familie ausgestorben, und ihre Güter haben theils die Stifter Kremsmünster und Lilienfeld, theils andere Adeliche erhalten. Hohenberg gehört dem Grafen von Hojos. Vor den Jörgern hauseten eigene Grafen von Hohenberg hier, und es führt noch den Titel einer Grafschaft. In einer Erzählung, die keinen Anspruch auf geschichtliche Treue macht, ist es wohl erlaubt, anzunehmen, daß nicht allein das Stammschloß Hohenberg, sondern alle nachmahligen Besitzungen der Grafen von Jörger auch einst den Hohenbergen gehört haben, und alle von ihnen an jene übergegangen seyen. Der letzte Hohenberg liegt im Kreuzgange zu Lilienfeld begraben.

6) Die Ermordung Kaiser Albrecht des Ersten durch seinen Neffen Johann von Schwaben und dessen Verschworne, die Ritter von Palm, Eschenbach, Wart u. s. w., ist aus dem vortrefflichen Werke: Der Österreichische Plutarch, 1. Heft, und aus Schillers Wilhelm Tell gewiß jedem gebildeten Leser bekannt.

7. Scharnstein, eine alte und eine neuere Burg dieses Nahmens, auf zwey Bergen einander gegenüber gelegen. Zwischen diesen Bergen fließt die Albe. Die Burg nebst allem, was dazu gehört, ist jetzt ein Eigenthum des Stifts Kremsmünster.

8) Zu Königsfelden geschah der Mord Albrecht des Ersten.

9) Seusenburg liegt am Anfange des Gebirgs, aus welchem die Albe herauskömmt, einige Stunden von Scharnstein.

10) Aus dem Albensee entspringt die Albe. Tief im Gebirge ruht sein Spiegel, ganz von kahlen unwirthlichen Felsen umgeben, bis zu denen sich ein lichter Kieferwald, die Seeau genannt, hinzieht. In dieser einsamen Gegend wohnen nur zwey Familien, ein Jäger und ein Fischer, dessen Hütte auf Pfählen im See selbst steht. Der einzige Weg hierher führt durch das Thal bey Scharnstein vorüber, dem Lauf der Albe entgegen, bis an den See; hier besteigt man das Schiff und gelangt so ans entgegengesetzte Ende des See's. Von hier aus kann man nur höchst beschwerlich mit Steigeisen über die Felsen in die jenseits gelegene Steyermark kommen.

11) Der Streit Friedrichs von Österreich mit Ludwig von Bayern um die deutsche Krone ist bekannt. Das meiste, was in diesen Blättern diesen Gegenstand berührt, so wie überhaupt alles Geschichtliche ist größtentheils aus dem vorerwähnten Werke, dem Österreichischen Plutarch im Leben Albrechts und seines Sohnes Friedrich des Schönen.

12) Adolph von Nassau war von einigen deutschen Ständen früher als Albrecht zum Kaiser gewählt worden, und verlor in einer Schlacht Leben und Krone an diesen.

13) Die Streifereyen und Raubzüge der Ritter jener Zeit sind bekannt.

14) Der Erlaphsee, durch welchen der Fluß gleichen Nahmens fließt, liegt eine Stunde von Maria Zell im Gebirge.

15) Man zeigt noch in Mödling, einem ansehnlichen Marktflecken zwey Stunden von Wien, die Überreste von

alten Mauern, die einſt ein Frauenkloſter geweſen ſeyn ſollen.

16) Der ſogenannte Gelſenbach.

17) Die Burg Mödling auf einem Felſen in dem Thal hinter dem Flecken ſoll einſt die Reſidenz einiger Herzoge von Öſterreich aus dem Babenbergiſchen Hauſe. geweſen ſeyn.

18) Gewiß kennt Jeder die Geſchichte des Grafen von Gleichen, der zwey rechtmäßige Frauen hatte, ſeine erſte, und dann die Sultanstochter, die ihn aus der Gefangenſchaft befreyte.

19) Merkenſtein, eine Bergveſte, unweit Baden, wohin die Badegäſte häufig ſpazieren fahren.

20) St. Pölten.

21) Geſchichtlich.

22) Geſchichtlich.

23) Geſchichtlich.

24) Geſchichtlich.

25) Feſte dieſer Art, von vielen Aufzügen und theatraliſchem Pomp begleitet, waren im Mittelalter gewöhnlich.

Stanford University Libraries
3 6105 015 288 017

2
.P
181
v.6

JUL 25 1986
AUG 25 1986